

Expertise im Auftrag der Beauftragten der
Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge
und Integration zum Thema

Kriminalität: Heranwachsende, Migrationsbiografie und Banden

von Dr. Steffen Zdun

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	1
2.	Kriminalitätsentwicklung von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund	2
3.	Mehrfachtäterschaft und delinquente Gruppen	7
4.	Kriminelle Clans und Banden	11
5.	Kriminelle Biografien und Ausstiegsprozesse (Desistance)	13
6.	Ethnische Zusammensetzung delinquenter Gruppen	17
7.	Vorschläge für die Kriminalprävention	22
	Literaturverzeichnis	II

1. Einleitung

Seit Jahrzehnten fallen verschiedene Populationen mit Migrationshintergrund in Deutschland sowohl in den Hell- als auch in den Dunkelfelddaten überproportional durch Kriminalität in Erscheinung. Dies rückt sie einerseits in den Fokus wissenschaftlicher Studien, andererseits in den der Strafverfolgungsbehörden, der Politik, der Medien, der Bevölkerung, der Sozialarbeit etc. Entsprechend dieses (öffentlichen) Interesses an der Thematik sowie der Notwendigkeit adäquater Interventions- und Präventionsstrategien besteht bereits ein relativ großer Erkenntnisstand. Ziel dieser Expertise ist es, jenen anhand ausgewählter Aspekte für politische Entscheidungsträger*innen und Fachgremien auf den Punkt zu bringen sowie auf einige neuere Entwicklungen hinzuweisen.

Grundsätzlich geht es im Folgenden keineswegs darum, bestimmte Personenkreise zu diskreditieren, weshalb auch nur sehr bedingt direkt Bezug auf einzelne Populationen genommen wird. Vielmehr soll insgesamt verdeutlicht werden, warum manche Menschen mit Migrationshintergrund einer größeren Wahrscheinlichkeit unterliegen, durch Kriminalität in Erscheinung zu treten, als andere sowie als die so genannte „Mehrheitsgesellschaft“. Zu diesem Zweck wird nicht zuletzt die Akkumulation von Risikofaktoren thematisiert, die in manchen Milieus und Wohngebieten deutlich größer ausgeprägt ist als in anderen. Damit wird delinquenten Individuen keineswegs die Verantwortung für die Entscheidung zur Begehung von Straftaten abgesprochen, sondern bloß anhand objektiver Kriterien erörtert, was kriminalitätsfördernd wirkt. In diesem Kontext werden zudem der Verlauf von Intensivtäterbiografien sowie die Etablierung von und Involvierung in kriminelle Clans diskutiert. Der Themenkomplex umfasst ferner Ausstiegs- bzw. *Desistance*-Prozesse junger Menschen aus delinquentem Verhalten bzw. delinquenten Gruppen. Darüber hinaus ist insbesondere bzgl. der Herkunft junger Täter*innen darauf einzugehen, dass zunehmend die ethnischen Barrieren in den Freundeskreisen im Jugendalter in sozial benachteiligten Wohngebieten nachzulassen scheinen. So bilden sich ethnisch diverse Netzwerke, in denen neben delinquenten Jugendlichen nicht oder kaum delinquente Peers vertreten sind.

Aus dem komplexen Zusammenspiel all dieser Aspekte, bei denen es sich zum Teil um relativ neue Entwicklungen handelt, lassen sich Hinweise für die Konzeption zeitgemäßer Kriminalprävention ableiten. Während zentrale Risikofaktoren und der prozesshafte Charakter krimineller „Karrieren“ schon länger integraler Bestandteil diverser Ansätze sind, wurde bislang bspw. die Aufweichung ethnischer Grenzen sowohl seitens der Forschung als auch der Prävention weitgehend vernachlässigt. Diese kommt mit Blick auf Delikte jedoch durchaus zum Tragen, wenn es etwa um die Wahl von Gegner*innen in Kämpfen bzw. die Rechtfertigung von Straftaten geht, bei denen sich frühere Generationen nicht zuletzt auf tradierte Feindbilder beriefen. Wenn derartige Feindschaften jedoch deutlich nachlassen, ist dies u. a. seitens der Kriminalprävention zu berücksichtigen – ebenso wie die Ausweitung krimineller Aktivitäten der Clans, über die bislang ebenfalls wenig bekannt ist.

2. Kriminalitätsentwicklung von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund

Aufgrund ihrer Beschaffenheit erfassen die Hellfelddaten der deutschen Polizei nicht das Deliktaufkommen von Menschen mit Migrationshintergrund. In der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) wird ausschließlich zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen differenziert. Das geht u. a. auf Kosten der Vergleichbarkeit mit Dunkelfeldstudien, die den Migrationshintergrund erfassen.

Warum und inwiefern spielt das jedoch eine Rolle? Die Untersuchung von Subpopulationen einer Gesellschaft – etwa bzgl. der ethnischen Herkunft – dient in der Kriminalitätsforschung und -dokumentation vor allem der Beobachtung relevanter Trends sowie der Erklärung von deren Ursachen. Wenn es etwa darum geht, warum es manchen Populationen schwerer fällt, sich gesellschaftlich zu integrieren, zu partizipieren bzw. nicht ausgegrenzt zu werden, dann bezieht sich das nicht bloß auf den Willen und die Kompetenzen der Betroffenen, sondern auch auf den Willen der Aufnahmegesellschaft und deren politische Steuerung. Deshalb sind von einem sozialen Klima der Ablehnung und Ausgrenzung von Menschen mit Migrationshintergrund oftmals vor allem diejenigen betroffen, die schlichtweg aufgrund äußerer Merkmale (z. B. Haare, Hautfarbe, (religiöse) Symbole) als „fremd“ und „anders“ eingestuft werden können.

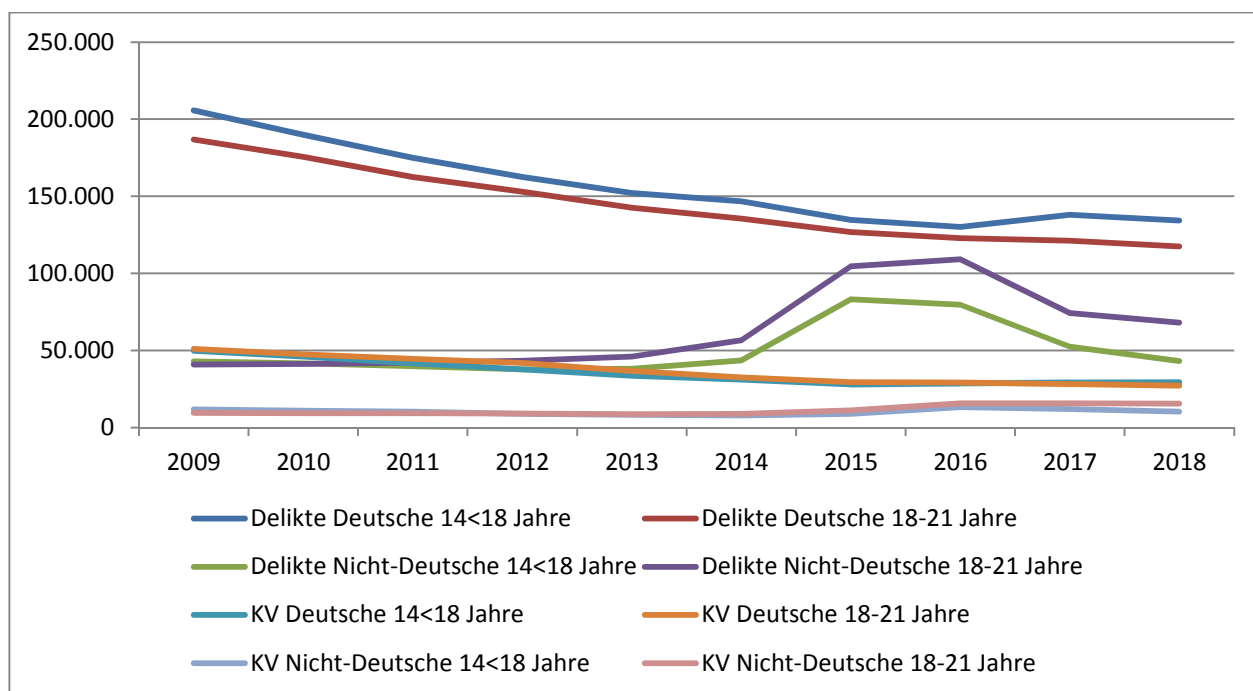
Wenn es im vorliegenden Kontext darum geht, inwiefern gesellschaftliche Ausgrenzung in verschiedenster sozialer und struktureller Form dazu beiträgt, dass sich Individuen in ihren Handlungsoptionen so eingeschränkt erleben, dass sie mit Delinquenz oder anderen (gesellschafts-)schädlichen Handlungsweisen darauf reagieren, dann spielt es keine Rolle, welcher Nationalität jemand ist. Egal ob Menschen offiziell als Ausländer*innen erfasst werden, als Menschen mit Migrationshintergrund oder nach drei Generationen als Menschen ohne Migrationshintergrund, sie können von alltäglicher Ausgrenzung und Diskriminierung betroffen sein. Deshalb unterliegen sowohl Hell- als auch Dunkelfelddaten gewissen Grenzen. Dunkelfeldstudien, die den Migrationshintergrund berücksichtigen, erfassen zwar einen größeren Anteil derjenigen, die solche Alltagserfahrungen machen, aber auch sie berücksichtigen nicht alle. *Dies ist bei der Erfassung und Thematisierung dieses Themenkomplexes sogar zunehmend von Bedeutung, da in Deutschland immer mehr Menschen leben, die zwar aufgrund der Anzahl der Generationen, die ihre Familie hier wohnt, keinen Migrationshintergrund mehr haben, jedoch weiterhin denselben Stigmatisierungen und Ausgrenzungsmechanismen unterliegen können.*

Trotz der bestehenden Grenzen lohnt sich bzgl. der Kriminalitätsentwicklung in Deutschland ein Blick in die Daten der PKS. Diese vermitteln immerhin einen relativ belastbaren Eindruck der Entwicklungen der Delinquenz von Nicht-Deutschen und erlauben Vergleiche zwischen verschiedenen Herkunftsgruppen. So zeigen die Daten bspw., dass die erfassten Straftaten junger Deutscher (14-21 Jahre) in den vergangenen zehn Jahren um rund ein Drittel zurückgegangen sind (s. Abbildung 1).¹ Im gleichen Zeitraum kam es bei den Nicht-Deutschen zunächst bis zu den Spitzenwerten von 2015 und 2016 in etwa zu einer Verdoppelung, dann bis 2018 bei den 14- bis 18jährigen jedoch

¹ Nicht nur zwecks besserer Übersichtlichkeit, sondern auch weil es seit 2009 zu einer neuen statistischen Erfassung (echte Tatverdächtigenzählung) kommt, beschränken wir uns auf diesen Zeitraum.

wieder zu einem Rückgang auf den Ausgangswert und bei den 18- bis 21jährigen ebenfalls zu einer deutlichen Abnahme. Interessanterweise beruhen die starken Schwankungen bei den Nicht-Deutschen nicht etwa auf den Daten für Gewaltdelikte, mit denen jene vielfach zumindest in der „öffentlichen Meinung“ besonders in Verbindung gebracht werden (z. B. Toprak/Nowacki 2010). Besonders relevant für die hohen Werte von 2015 und 2016 bei Nicht-Deutschen waren vielmehr starke Zuwächse bei den Asyl- und Aufenthaltsdelikten im Zuge der Flüchtlingszuwanderung. Daneben sind noch die Zuwächse bei den Diebstahls- und Betrugsdelikten in diesem Zeitraum erwähnenswert.

Abbildung 1: Zeitreihen Delikte insgesamt und Körperverletzung nach Herkunft und Alter



(Quelle: BKA 2019) KV = Körperverletzung

Insgesamt vermitteln die PKS-Daten sogar, dass Jugendgewalt entgegen jener „öffentlichen Meinung“ im zweiten Jahrzehnt der 2000er Jahre generell rückläufig war, auch wenn es bei den heranwachsenden Nicht-Deutschen (18-21 Jahre) ungefähr zu einer Verdoppelung dieser Delikte kam. Letzteres könnte in Anlehnung an Bliesener (2018: 18) auf die „Verjüngung der ausländischen Bevölkerung und Erhöhung des männlichen Anteils durch den verstärkten Zuzug junger Männer“ in der zweiten Hälfte der 2010er Jahre zurückzuführen sein.² Sowohl im Hell- und Dunkel-

² Demgegenüber werden der Rückgang bzw. die relativ gleichbleibenden Trends der Delikte der (Nicht-)Deutschen zwischen 2009 und 2015 vor allem auf folgende Entwicklungen zurückgeführt: a) Zunahme des Anteils an Jugendlichen, die höhere Schulabschlüsse (Abitur) ablegen, b) Rückgang des Einsatzes elterlicher Gewalt in der Erziehung, c) Zunahme der elterlichen Zuwendung als positiver Erziehungsstil, d) zunehmende Gewaltmissbilligung der Gleichaltrigen, e) Rückgang des Kontakts zu delinquenten Freunden, f) rückläufige Bereitschaft der Jugendlichen, die Schule zu schwänzen, g) Verringerung von Freizeitaktivitäten, die unstrukturiert und von Erwachsenen unkontrolliert verbracht werden, h) geringe-

feld ist seit 2015 teils ein Anstieg der (Jugend-)Delinquenz zu verzeichnen – vor allem bei den Nicht-Deutschen. Auch wenn der starke Zuzug von Geflüchteten einen Beitrag zu diesem Anstieg geliefert zu haben scheint, ist jener bislang kaum detailliert untersucht worden (s. für erste Ansätze Bliesener 2018).

Bedingte Einblicke diesbezüglich bieten trotz aller Limitationen allerdings auch die Daten der PKS. Wenn darin von Afghan*innen und Syrer*innen die Rede ist, ist davon auszugehen, dass es sich bei den erfassten Personen weitgehend um Geflüchtete handelt, die erst in den vergangenen Jahren nach Deutschland zugewandert sind. Obwohl es sich bei den afghanischen (ca. 0,25 Mio.) und syrischen (ca. 0,6 Mio.) Ausländer*innen in Deutschland im vergangenen Berichtsjahr der PKS um kleinere Populationen als etwa die türkischen (ca. 1,5 Mio.) und polnischen (ca. 0,8 Mio.) Nicht-Deutschen handelte, ist bemerkenswert, dass bei der Erfassung von „Körperverletzung insgesamt“ zwar die Türk*innen am stärksten vertreten waren (20.456), allerdings auf dem zweiten Rang bereits die Syrer*innen (14.756) folgten. Trotz der deutlich kleineren Bevölkerungsgruppe waren die Afghan*innen bei diesem Delikt mit 9.622 polizeilichen Erfassungen zudem fast gleichauf mit den Pol*innen (9.626). Bei „gefährlicher und schwerer Körperverletzung“ waren die Syrer*innen sogar am häufigsten vertreten (7.098), gefolgt von den Türk*innen (6.872) und Afghan*innen (4.388). Die Hellfelddaten deuten somit zumindest darauf hin, dass Syrer*innen und Afghan*innen in Deutschland überproportional häufig durch Körperverletzungen in Erscheinung treten – und dies sogar eher in Form schwerer Gewalttaten. Hingegen werden sie bei dem am häufigsten erfassten Delikt in Deutschland (Diebstahl) deutlich weniger auffällig. Hier belegen rumänische, polnische und türkische Nicht-Deutsche die Spitzenwerte unter den Nicht-Deutschen.

Während aktuell die Geflüchteten im Fokus von Kriminalitätsdebatten stehen, richtete sich dieser in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder auf unterschiedliche Bevölkerungsgruppen. Als seit den frühen 1970er Jahren größte ausländische Population trifft dies auch regelmäßig die Türk*innen. Obwohl türkischstämmige Menschen in Deutschland seitdem bereits besonders mit Delinquenz (und anderen „Integrationsdefiziten“) in Verbindung gebracht werden, wurden diese eigentlich erst in der dritten Generation tatsächlich deutlich auffällig. So dokumentieren etwa die Daten der PKS aus den frühen 1970er Jahren, dass diese trotz der Größe der Bevölkerungsgruppe zunächst nicht überproportional in Erscheinung traten und dass die damals bereits kleineren Populationen der Jugoslaw*innen und Italiener*innen noch stärker durch Kriminalität auffielen. Problematisch in jenem Jahrzehnt und besonders nachteilig für die Türk*innen war wohl das zeitgleiche Auftreten der Ölkrise von 1973 und die bis dahin immer weiter ansteigende Ausländerzuwanderung – zuletzt insbesondere aus der Türkei. Erstmals entstanden – entsprechend des Etab-

re Zustimmung zu gewaltakzeptierenden Einstellungen, i) Rückgang des Alkoholkonsums (Pfeiffer et al. 2018). Anhand einer repräsentativen Viktimisierungsstudie von Hellmann (2014) sei dem Rückgang des Einsatzes elterlicher Gewalt in der Erziehung jedoch entgegenzuhalten, dass Betroffene mit türkischem Migrationshintergrund im Gegensatz zu denjenigen mit einem russischen oder keinem Migrationshintergrund deutlich häufiger Körperverletzungen durch Verwandte erlebten, was in dieser Population für eine stärkere Verbreitung von häuslicher Gewalt spreche.

lierten-Außenseiter-Ansatzes (Elias/Scotson 1965, Hüttermann 2018) – Vorbehalte und Ängste, dass „die Ausländer*innen“ „den Deutschen“ die Arbeit wegnehmen und in ihre Wohngebiete eindringen würden, sowie zunehmende Ressentiments bzgl. diverser Integrationsaspekte (u. a. Arbeitslosigkeit, Bildungs- und Sprachdefizite). Die gesellschaftliche Stimmung dieser Zeit spiegelt sich nicht zuletzt darin wider, dass selbst politisch (zu dieser Zeit noch) eher links orientierte Zeitschriften wie „Der Spiegel“ z. B. „Die Türken kommen – rette sich, wer kann“ titelten und in ihren Artikeln von einer „Invasion“ berichteten, die „kaum noch [zu] bewältigen“ sei, sowie: „Wenn gestochen wird, ist häufig ein Türke dabei“ (Der Spiegel 1973).

Es entwickelte sich seitdem nach und nach das Bild des kriminellen jungen männlichen Ausländers, der in der öffentlichen Meinung zunächst vor allem türkischer Herkunft war. Obwohl Letzteres zunächst faktisch eher unbegründet war, entstand hier ein Mechanismus, der sich in den nachfolgenden Jahrzehnten immer wieder reproduzierte: *Die gesellschaftliche „Wahrnehmung“ bzw. Diskurse von „Überfremdung“ und wirtschaftliche Sorgen der Bevölkerung wurden populistisch instrumentalisiert.*

Dies sowie die insgesamt angespannte finanzielle Lage in den 1970er Jahren trugen dazu bei, dass die Gastarbeiter*innen und deren Nachfahren nur bedingt bzw. nachlassend bei der Integration unterstützt wurden. Das ist sicherlich nicht allein dafür verantwortlich, dass die (jungen) Türk*innen in den anschließenden Jahrzehnten tatsächlich im Hell- und Dunkelfeld überproportional durch Delinquenz in Erscheinung traten, hat aber einen Beitrag dazu geleistet. Eben solche Herausforderungen, Problematiken und gesellschaftliche Reaktionen waren seitdem nicht zuletzt bei der Zuwanderung von Asylsuchenden in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren zu beobachten, bei der Zuwanderung der (Spät-)Aussiedler*innen zwischen den späten 1980er und frühen 2000er Jahren sowie bei der Zuwanderung der Geflüchteten seit Mitte der 2010er Jahre.

Die Reaktionsweisen der Aufnahmegesellschaft sind allerdings nur ein Integrationshindernis für (junge) Menschen, das Delinquenz begünstigt. In der Kriminalitätsforschung gelten als ursächlich (im Jugendalter) vor allem folgende Risikofaktoren: „prekäre soziale, finanzielle und familiäre Entwicklungsbedingungen, starke psychische und physische Belastungen, Leistungs- und Disziplinprobleme in der Schule, eine starke Bindung an delinquente Cliquen und massiver Konsum von Drogen“ (Ohder 2010: 182). Hinzu kommen der Ausschluss von beruflicher Bildung und Erwerbsarbeit, inkonsistente familiäre Erziehung, elterliche Vernachlässigung, mangelnde emotionale Nähe der Eltern und hohe Konfliktdichte mit Erfahrungen häuslicher Gewalt einschließlich Missbrauch sowie Arbeitslosigkeit, Überforderung, Vorstrafen und Drogenkonsum der Eltern, die nicht selten getrennt leben (z. B. Boers et al. 2006, Equit 2011, Kerner 1989, Stelly/Thomas 2005).

Es ist an dieser Stelle hervorzuheben, dass sich die deutsche Kriminalitätsforschung inzwischen dahingehend weitgehend einig ist, dass ein Migrationshintergrund bzw. das Wohnen und Aufwachsen in einem sozial benachteiligten Stadtgebiet an sich keine Risikofaktoren darstellen (z. B. Baier et al. 2009). Der überproportional hohe Anteil an Täter*innen in bestimmten Populationen und Wohngebieten ist vielmehr auf deren im Vergleich zur Mehrheitsgesellschaft sowie anderen

Quartieren prekäreren Umstände des Aufwachsens und soziale Benachteiligung zurückzuführen. Generell ist bei einer Akkumulation von Risikofaktoren von steigenden Übergangsschwierigkeiten im Jugendalter auszugehen, die subjektiv zwar unterschiedlich wahrgenommen und verarbeitet werden, aber insbesondere bei jungen Männern und unter bestimmten Bedingungen auch bei jungen Frauen Delinquenz begünstigen.³

Um es auf den Punkt zu bringen: Zentrale Probleme in diesem Gesamtkontext sind tradierte und festgefahrene Vorurteile und Stigmatisierungen seitens etablierter Bevölkerungsgruppen sowie defizitäre Integration bzw. mangelnder Abbau zentraler Risikofaktoren. Für Letzteres sind nicht nur die Betroffenen selbst zuständig, sondern die Stabilität der Risikofaktoren beruht teils auch auf der Ausgrenzung durch Etablierte und defizitären strukturellen, d. h. staatlichen Angeboten und Maßnahmen.

Zu beachten im Diskurs um Risikofaktoren ist allerdings auch, dass jene nur begünstigend wirken, d. h. die Wahrscheinlichkeit des Auftretens bestimmter Verhaltensweisen steigern. Mit dieser Einsicht sollen aber weder die Täter*innen von ihrer Verantwortung für begangene Delikte freigesprochen noch dämonisiert werden. Vielmehr geht um das Verstehen, warum Menschen solche für andere sowie sich selbst schädliche Verhaltensweisen zeigen. Denn was in diesem Kontext vielfach außer Acht gelassen wird, ist die andere Seite der Medaille, deren Betrachtung sich für dieses Verstehen lohnt. So tritt die Mehrzahl junger Menschen mit (aber auch ohne) Migrationshintergrund in sozial benachteiligten Wohngebieten nicht durch Kriminalität in Erscheinung (z. B. King/Koller 2015, Kurtenbach 2017) und reagiert nicht delinquent auf die bestehenden Risikofaktoren, mit denen sie vielfach ebenfalls konfrontiert sind.

Das bedeutet jedoch nicht, dass diese gar nicht darauf reagieren bzw. so resilient sind, dass all dies keinen negativen Einfluss auf ihre Lebensführung hat. Denn Delinquenz ist nur eine Möglichkeit der Verarbeitung solcher Probleme, für oder gegen die sich Individuen entscheiden können. In einer ganzheitlichen Perspektive bedeutet das: *Gesellschaftlich sollte es nicht bloß von Interesse sein, ob es zu Delinquenz kommt. Nicht delinquente Verarbeitungsformen solcher Herausforderungen in der jugendlichen Lebenswelt können noch weitere – sowohl für das Individuum als auch die Gesellschaft – schädliche Facetten aufweisen.* Zu nennen sind ungesunde Konsumformen (z. B. legaler Drogen, Medikamente, Nahrung, Medien, Glücksspiel), psychische und psychosomatische Erkrankungen sowie Autoaggressionen, bis hin zum Suizid. Auch wenn sich dem diverse Präventionsangebote widmen, ist es bemerkenswert und wirkt es fast schon zynisch, dass solche nicht delinquenten Verarbeitungsformen viel weniger gesellschaftliche Empörung hervorrufen und

³ So sind Gewalt und Jugendkriminalität sozial benachteiligter junger Menschen eine eher männliche Domäne, was nicht selten die demonstrative Zurschaustellung von Maskulinität und anerkennungsorientierte Machtinszenierungen beinhaltet (z. B. Anderson 1999, Bereswill/Neuber 2010, Zdun 2007). Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch junge Frauen mit Gewalt und Kriminalität auf diese Belastungsfaktoren reagieren (Equit 2011), selbst wenn sie insgesamt weniger mit Straftaten in Erscheinung treten.

Aufmerksamkeit erzeugen, obwohl damit – ganz abgesehen vom persönlichen Schicksal – deutliche volkswirtschaftliche Schäden verbunden sind.

Es stellt sich somit die Frage, wie ehrlich und ernsthaft die Debatte über den Umgang mit der überproportional hohen Verbreitung nicht nur von Delinquenz, sondern eben auch zentraler Risikofaktoren in bestimmten Populationen und Wohngebieten geführt wird. In diesem Diskurs kann man sich auf populistische Forderungen nach härteren Sanktionen und Strafmaßverschärfungen für Straftäter*innen beschränken. Hingegen könnte man sich aber auch den Möglichkeiten der Prävention, Moderation und Intervention widmen, die sich aus dem überproportional hohen Auftreten dieser Risikofaktoren in bestimmten Populationen und Wohngebieten ergeben. Dann muss man sich jedoch in einem ganzheitlichen Ansatz auch denjenigen widmen, die zu gesellschaftlich weniger „skandalösen“ Verarbeitungsformen solcher Problematiken neigen.

Darüber hinaus ist es mit Blick auf die Delinquenten nicht nur aufgrund der Einsichten des Labeling Approachs⁴ (z. B. Becker 1973) relevant, delinquente Jugendliche nicht als (durchweg) negativ zu etikettieren, da es eben eher um ein objektives Verstehen der Taten gehen sollte, für das noch weitere situative Aspekte bedeutsam sind. Beispielsweise ist zwischen Einzel- und Mehrfachtaten zu unterscheiden. Bei Einzeldelikten bzw. seltenen Straftaten von Individuen oder Gruppen handelt es sich teils um bloßes (adoleszentes) Ausprobieren oder Langeweile (z. B. aufgrund geringer lokaler Freizeitoptionen bzw. fehlender finanzieller Mittel zur Finanzierung jener), d. h. gegenseitiges Aufschaukeln ohne (langfristige) Gefährdung Dritter (z. B. Dölling 2008, Zdun 2007).

Dies ist zu unterscheiden von den Aufschauklungs- und Gruppendynamiken bei Mehrfach- und Gruppendelikten, bei denen nicht zuletzt Männlichkeitsbilder und Inszenierungen von Härte zum Tragen kommen (z. B. Anderson 1999, Zdun 2007). Hierbei ist es dann irrelevant, ob es sich um vermeintlichen, subjektiv empfundenen Druck handelt, sich beweisen zu müssen, oder ob tatsächlich Erwartungen oder Herausforderungen innerhalb des Umfelds bestehen und artikuliert werden. Bedeutsam ist vielmehr, dass sich dadurch ganz eigene Dynamiken ergeben, die in Mehrfachtäterschaft und teils Intensivtäterkarrieren münden, bei denen es sich weitgehend um Gruppenphänomene handelt. In bestimmten migrantischen Communities und großstädtischen Wohngebieten ist dies von besonderer Bedeutung, in denen dominanzorientiertes Auftreten eine zentrale Rolle spielt. Dies wird im Folgenden weiter vertieft.

3. Mehrfachtäterschaft und delinquente Gruppen

Medienberichte und politische Debatten über Jugendkriminalität vermitteln teils den Eindruck, dass junge Mehrfach- bzw. Intensivstraftäter*innen eine relativ neue bzw. zunehmende Erscheinung seien. Stabile Befunde der (inter-)nationalen kriminologischen Forschung zeigen aber seit Jahrzehnten, dass von relativ wenigen Personen (ca. 3-10%) ein Großteil der Delikte (ca. 40-60%) ausgeht (z. B. Baier et al. 2009, Blumstein et al. 1988, Kerner 1989, Piquero et al. 2003, 2007,

⁴ Dieser postuliert, dass Delinquenz vor allem auf Zuschreibungen bzw. beschränkten Handlungsoptionen beruhe, sobald Individuen gesellschaftlich nur noch als Kriminelle erachtet und behandelt würden.

Sampson/Laub 2003, 2005). Für diesen auch als *Serious Offender* bezeichneten Personenkreis fehlt jedoch eine einheitliche Definition. Sowohl seitens der (deutschen) Behörden, die unterschiedliche Einstufungskriterien verwenden (Ohder 2010),⁵ als auch seitens der Forschung erschweren unterschiedliche Ansätze empirische Vergleiche.

Abgesehen von solch definitorischen Unklarheiten herrscht in Fachkreisen Einigkeit darüber, dass die meisten der Delikte durch Gruppen junger Männer im urbanen Raum verübt würden, wobei es eher zu keiner Spezialisierung komme, jedoch Gewaltdelikte, Kleinkriminalität und Bagatelldelikte überwiegen (z. B. Farrington 1995, Steffen 2004). Es ist zudem bekannt, dass sich vereinzelt junge Frauen in Ballungsgebieten gruppieren, um ebenfalls zwecks Anerkennung durch Gewalt und andere Delikte in der Öffentlichkeit aufzufallen (z. B. Bruhns/Wittmann 2001, Equit 2011). Insgesamt seien die Personen mit den höchsten Deliktraten im Erwachsenenalter häufig bereits seit dem frühen Kindesalter auffällig und wiesen multiple Risikofaktoren auf (z. B. Boers 2008, Moffitt 1993, Sampson/Laub 2003).

Nicht nur zur Mehrfachtäterschaft gibt es belastbare Erkenntnisse, sondern auch zur banden- bzw. gruppenmäßigen Tatbegehung. Die Einbindung von Peers in Delinquenz ist empirisch gut untersucht und theoretisch gut erklärt in der Kriminalitätsforschung (z. B. Agnew 1991, Akers 1998, Gottfredson/Hirschi 1990, Piquero et al. 2007, Reiss 1986, Sarnecki 2001, Shaw/McKay 1931, Sutherland 1947, Warr 2002). Wenngleich sich die Erklärungsansätze und Perspektiven unterscheiden, besteht Einigkeit darüber, dass die meisten Delikte – vor allem in der Jugend – gemeinsam mit Peers begangen würden.

Sutherland (1947) wies bereits in seiner *Differential Association Theory* darauf hin, dass gruppenmäßige Delinquenz nicht damit zu verwechseln sei, dass das komplette *Peer-Umfeld* der Täter*innen delinquent sein müsse. Nicht delinquente Jugendliche seien in solchen Netzwerken meist ebenfalls vertreten. Er postuliert jedoch bei einem zahlenmäßigen Überhang an Delinquenten die Wahrscheinlichkeit als größer, dass neue Mitglieder auch delinquent würden bzw. sich eher delinquente Jugendliche solch einer Gruppe anschließen, z. B. aufgrund von deren Ruf. Diese Erkenntnisse werden bis in die Gegenwart durch empirische Forschung gestützt (z. B. Haynie 2002) und weisen nicht zuletzt darauf hin, dass sich einerseits delinquente Jugendliche gemeinsam in Gruppen zusammenschließen, andererseits in diesen Gruppen Dynamiken entstehen, die gemeinsame Tatbegehung begünstigen.

Yablonsky (1959) hat mit seinem Konzept der *Near Groups* zudem bereits vor 60 Jahren darauf hingewiesen, dass es sich bei solchen Gruppen nicht selten um eher relativ lose Zusammenschlüsse mit teils sehr begrenztem Organisations- und Strukturierungsgrad handle (s. auch Reiss 1986, Sarnecki 2001, Warr 2002). Dies erklärt mitunter deren relativ große Zerbrechlichkeit und Zerstrittenheit sowie geringe Freundschaftsqualität, da es sich teils wohl bloß um „Zweckgemeinschaften“ mit denjenigen handelt, die lokal als Bekanntschaften zur Verfügung stehen. In diesem

⁵ Dies sind vor allem die Häufigkeit von Delikten in einem bestimmten Zeitraum sowie deren Intensität und Form, aber auch das Einstiegsalter, Persönlichkeitsmerkmale und die Lebenssituation sowie die Wiederholungswahrscheinlichkeit.

Sinne unterscheidet Warr (1996) bei delinquenten Jugendlichen in solchen Netzwerken auch zwischen „*offending groups* (groups that actually commit delinquent acts) and *accomplice networks* (the pool of potential co-offenders available to an adolescent)“. Sprich, es seien nicht nur Jugendliche vertreten, die potenziell für Delikte in Frage kommen, sondern die Netzwerke werden von den Mitgliedern auch als Pool verstanden, aus dem man sich gezielt Kompliz*innen und Mitstreiter*innen für verschiedene Formen von Delinquenz aussuchen könne (z. B. aufgrund bestimmter Fähigkeiten und Neigungen) (s. auch Weerman 2005). Dennoch hat bereits Whyte (1943) darauf hingewiesen, dass selbst in kriminellen Gangs ein Großteil der Aktivitäten nicht delinquenter Natur sei, während sich Delikte eher situativ und aus Gruppendynamiken ergäben. Dafür sprechen auch eigene aktuelle Erkenntnisse (Zdun 2019d), die dokumentieren, dass auch in Deutschland delinquente Jugendliche neben vielerlei anderer Aktivitäten nur gelegentlich durch Delikte in Erscheinung treten. Zudem verdeutlichen unsere Daten – in Anlehnung an Sutherland –, dass viele Peer-Netzwerke delinquenter Jugendlicher in verschiedener Hinsicht divers sind; sie beinhalten u. a. auch nicht delinquente Jugendliche. Letztere erweisen in diesen dahingehend als bedeutsam, dass sie sich mit den Delinquenten in einer Art permanenten Aushandlungsprozess befinden. Das scheint dazu zu führen, dass bloß in bestimmten Gruppenkonstellationen größerer Netzwerke Delikte auftreten und teils durch nicht Delinquente interveniert und moderiert wird.

Abgesehen von solch neueren Aspekten der Forschung zur Gruppendelinquenz, die sich mit den Interaktionen in gemischt delinquenten und nicht delinquenten Peer-Netzwerken beschäftigen (s. auch Haynie 2002), sind insgesamt bzgl. der gruppenmäßigen Begehung von Straftaten Gruppendynamiken von zentraler Bedeutung. Sprich, man schließt sich eben nicht bloß anderen an, um in größerer Gruppenstärke kämpfen zu können, und zwecks Arbeitsteilung bei komplexeren Deliktformen wie Einbrüche und Überfälle, sondern viel, auch spontane Delinquenz ergibt sich quasi aus dem Aufeinandertreffen bestimmter Personen zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort (s. auch Sutterlüty 2002). Sowohl bei Provokationen, die in Schlägereien münden, als auch bei Diebstählen und anderen Vermögensdelikten, die keine Planung und Vorbereitung sowie keine bestimmten Fähigkeiten erfordern, ergeben sich die Delikte vielfach aus der Situation heraus (s. auch Tertilt 1996, Zdun 2007).

Mit Blick auf die „Entstehung“ von Delikten differenzieren etwa Reiss (1988) und Warr (1996) zwischen Rädelsführer*innen und Mitläufer*innen (s. auch Weerman 2005). So seien es typischerweise bestimmte Personen und Charaktere, von denen wiederholt die Initiative ausgehe. Aufgrund höheren Alters, Charisma oder anderer Faktoren seien sie besonders dazu in der Lage, andere mitzureißen und für gemeinsame Delikte zu begeistern. In größeren Gruppen und Netzwerken könne es sich bei den Rädelsführer*innen sogar um mehrere Personen handeln, die ggf. spezifische Kompetenzen oder Neigungen für bestimmte Delikte zeigen und die Peers entsprechend eher zu jenen Taten anstiften. McGloin und Nguyen (2012) fügen dem hinzu, dass die jeweils bestehende Delikterfahrung solcher Personen nicht nur dazu beitrage, bestimmte Straftaten zu wiederholen, sondern auch im Sinne einer Kosten-Nutzen-Erwägung auf Seiten der Mitläufer*innen

dazu führe, sich eher erfahrenen Täter*innen anzuschließen. *Sprich, Erfolg bei bestimmten Delikten begünstige den Erfolg bei der Anstiftung von Peers zur Teilnahme an künftigen Delikten.*

Warum sind jedoch junge Menschen mit Migrationshintergrund besonders in Gruppen bzw. Netzwerke involviert, die durch Delinquenz in Erscheinung treten? Vereinfacht gesagt handelt es sich dabei nicht zuletzt um etwas, was schon rein logisch zu erwarten ist. Wie bereits oben dargestellt wurde, werden erstens bestimmte Populationen mit Migrationshintergrund (gerade aus sozial benachteiligten Wohngebieten) aufgrund der Akkumulation verschiedener Risikofaktoren überproportional häufig delinquent. Zweitens handelt es sich nach einhelliger Erkenntnis jahrzehntelanger, internationaler kriminologischer Forschung und Theorien bei der Mehrzahl der Delikte junger Menschen um Straftaten, die in Gruppen begangen werden. Beides zusammen ergibt somit, dass junge Menschen mit Migrationshintergrund, die in Deutschland delinquent werden, vorzugsweise zu gruppenmäßiger Delinquenz neigen sollten.

Darüber hinaus stellt sich jedoch die Frage, ob es zusätzliche kulturelle Erklärungen dafür gibt, warum dieser Personenkreis besonders zur Einbindung in delinquente Gruppen neigt. Ein Aspekt hiervon hat weniger mit ethnischer Kultur als mit der „Kultur der Lebenslage“ zu tun. So ist auch in Deutschland in sozial benachteiligten Wohngebieten die so genannte „Straßenkultur“ relativ stark verbreitet. In Anlehnung an Andersons (1999) prägende Arbeiten zu diesem Themenkomplex hat sich auch in Deutschland Forschung auf diesem Gebiet etabliert (z. B. Heitmeyer et al. 2019, Zden 2007, 2019a). Hierbei handelt es sich um ein bestimmtes Verständnis darüber, wie man in der Öffentlichkeit Männlichkeit inszenieren sollte sowie Respekt und soziale Anerkennung erlangen kann und dass man auf jegliche Form der Infragestellung dieser Aspekte aggressiv und offensiv reagieren sollte. Eigenes Fehlverhalten wird eher nicht als solches eingestanden und die Verantwortung dafür Dritten bzw. Opfern zugeschrieben. Diese übersteigerten Dominanzfantasien und -inszenierungen begünstigen vor allem Gewaltdelikte als Reaktion auf (vermeintliche) Provokationen.

Junge Menschen, die in Sozialräumen aufwachsen und leben, in denen die Straßenkultur prägend ist, unterliegen somit aufgrund der damit einhergehenden Verhaltenserfahrungen einer größeren Wahrscheinlichkeit, in gewalttätige Auseinandersetzungen verwickelt zu werden. Das Konzept der Straßenkultur ist allerdings bloß eine theoretische Rahmung, um zu erklären, warum unter Berücksichtigung multipler Risikofaktoren in solchen Sozialräumen zu einer derartigen Steigerung der Wahrscheinlichkeit von Delinquenz kommt. Der daraus resultierende Wettbewerb um Anerkennung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter wird allerdings nicht nur mittels Gewalt ausgetragen und ist nicht nur eine Domäne junger Delinquenten. So orientiert sich auch die Mehrzahl der nicht Delinquenten häufig an der Straßenkultur (Ross 2018, Zden 2019a), was insgesamt zu einem relativ rauen Klima und teils toughen Umgang selbst unter Freund*innen führt. Dies ruft dann zumindest bei Außenstehenden, die nicht an die Straßenkultur gewöhnt sind, teils Befremden und Ängste hervor und trägt zum negativen Image dieser Wohngebiete bei. Sprich, diese Verhaltensweisen tragen, selbst wenn es nicht zu Delinquenz kommt, teils zur Aufrechterhaltung der Aus-

grenzung und Diskriminierung der Bevölkerung sozial benachteiligter Wohngebiete bei. *Ein jungendliches Verhalten, das darauf abzielt, mangelnde Ressourcen und gesellschaftliche Partizipation zu kompensieren, entfaltet hier eine gegenteilige Wirkung und trägt zur Verfestigung dessen bei, wogegen man sich wehren möchte.*

Nicht bloß ein Aspekt der Straßenkultur, aber teils mit jener verbunden, ist das kulturelle Verständnis von Ehre in bestimmten Populationen – vor allem aus dem muslimischen und ex-sowjetischen Kulturkreis (z. B. Bereswill 2003, Tertilt 1996, Strasser/Zdun 2003). Hierbei geht es speziell um Verhaltensregeln und -erwartungen, die ebenfalls auf ein Männlichkeitsbild rekurrieren, das auf Durchsetzungsfähigkeit und Dominanzverhalten beruht und das es im öffentlichen Raum zu verteidigen gilt. Im Gegensatz zur Straßenkultur wird dies jedoch nicht primär in der Peer Group vermittelt, sondern teils schon von klein auf in der Familie und über familiäre bzw. kulturelle Tradition begründet. Delinquenzfördernd wirkt dies insbesondere, wenn eine Erwartungshaltung speziell an junge Männer seitens des Freundeskreises oder der Familie gerichtet wird, auf Ehrverletzungen gegen die Person, aber besonders gegen die Familie aggressiv zu reagieren.

Problematisch ist hieran nicht, dass Individuen Wert auf die Integrität der eigenen bzw. der familiären Ehre legen und sich dafür einsetzen. Problematisch ist vielmehr deren Instrumentalisierung, da bestimmte familiär konnotierte Provokationen wie „Hurensohn/-tochter“ und „Bastard“ ihren Tabucharacter dahingehend verloren haben, dass sie zu einer Art „Allzweckwaffe“ im Wettbewerb um Anerkennung verkommen sind. Denn unter Jugendlichen, die sich gegenseitig im Zugzwang sehen, (vor den Freund*innen) auf solche Ehrverletzungen reagieren zu müssen, kommen diese zwischen Rival*innen, aber auch bei spontanen Provokationen gegenüber Unbekannten permanent zum Einsatz. Dies folgt der Logik, dass sich entweder der/die Provozierte bei ausbleibender Reaktion bzw. Rückzug der Dominanz des/der Provozierenden unterordnet und an Ehre einbüßt oder dass sich beide Parteien auf eine Eskalation einlassen, in deren Verlauf die jeweilige Stärke und Durchsetzungsfähigkeit demonstriert und die Ehre verteidigt werden kann. *Die Anwendung solcher Provokationen erfolgt somit als bloßes Mittel der Initiierung von Konflikten sowie im Kontext der Straßenkultur als Möglichkeit des Austestens des Gegenübers, wie weit jenes im Wettbewerb um Anerkennung zu gehen bereit ist.*

4. Kriminelle Clans und Banden

Bei den Mitgliedern der so genannten „Clans“ handelt es sich um eine spezielle Gruppe von Menschen mit Migrationshintergrund, die durch Kriminalität in Erscheinung tritt. So wird der Begriff seit einigen Jahren in der medialen Öffentlichkeit und in politischen Debatten speziell mit türkisch-arabischen bzw. libanesischen Großfamilien mit Mhallamiye-Hintergrund in Verbindung gebracht, die nach dem Ausbruch des Libanonkrieges von 1982 u. a. nach Deutschland auswanderten (Ghadban 2018). Nicht wenige von ihnen zählten oder zählen immer noch zu den so genannten „Staatenlosen“, die sich keinem Herkunftsland genau zurechnen lassen und deshalb nicht aus Deutschland ausgewiesen werden können, aber – zumindest lange Zeit – höchstens unter er-

schweren Bedingungen einen dauerhaften Aufenthaltstitel erwirken konnten. Jahrelanges Warten auf die Erteilung einer Arbeitserlaubnis für Erwachsene sowie massive Hindernisse auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt für Jugendliche trugen zu Perspektivlosigkeit, Resignation und illegaler Beschäftigung bei sowie zur Auffassung, nichts zu verlieren zu haben (z. B. Bauman 2003, Cassee 2012).

Dies war der „hausgemachte Boden“ für die Entstehung und Verfestigung der Clanstrukturen, die sich ebenfalls über eine massive Akkumulation von Risikofaktoren erklären lässt. Denn diese Großfamilien sind nicht als kriminelle Clans eingewandert, die sofort illegale Aktivitäten aufnahmen, sondern deren Angehörige wählten für sich zwischen den Optionen aus, die ihnen hierzulande geboten wurden. Dabei entwickelten sie sich zu einer ernstzunehmenden Größe im Bereich der Organisierten Kriminalität (OK), wofür sie auf Netzwerke zurückgreifen, die ihnen ihre internationalen Kontakte und Verteilung über diverse Regionen der Welt (vor allem im Nahen Osten und Europa) ermöglichen (LKA NRW 2019).

In einschlägigen Fachkreisen der deutschen Sicherheitsbehörden und Forschung wurde man spätestens seit den frühen 2000er Jahren auf dieses Phänomen speziell in Berlin, Bremen, Niedersachsen und NRW aufmerksam (z. B. Henninger 2002). Als zentrale illegale Geschäftsfelder der Clans gelten der Rauschgifthandel mit Cannabis und Kokain, Betrugsdelikte, Schutzgelderpressung, Geldwäsche sowie Manipulationen im Bereich Glücksspiel und Wettbüros (LKA NRW 2019). Hinzu kommen teils spektakuläre Einbruchsdelikte wie in das KaDeWe und das Bode-Museum in Berlin (z. B. Berliner Morgenpost 2017, Welt 2019), die allerdings bloß die Spitze des Eisbergs diverser Raub-, Überfalls- und Einbruchsdelikte darstellen, die im OK-Sinne anhand von Insider-Informationen und relativ groß angelegter Planung professionell durchgeführt werden.

Bislang ist die empirische Datenlage zu den Clans und zu deren kriminellen Aktivitäten dürftig. Das dort ansässige LKA geht in NRW momentan etwa von rund 100 Familienclans aus, denen in den Hellfelddaten zwischen 2016 und 2018 6.449 Tatverdächtige und 14.225 Straftaten zugerechnet werden, jedoch unter Hinweis auf ein großes Dunkelfeld (LKA NRW 2019). Aus den anderen o. g. Bundesländern liegen bislang keine entsprechenden Berichte vor. An Dunkelfeldstudien mangelt es ebenfalls, die weiterführende Daten und Informationen bieten könnten.

Seitens der Fachkräfte der Polizei wird zudem hervorgehoben, dass die Clans insbesondere durch „aggressives Auftreten, Ordnungsstörungen und Straftaten die Bevölkerung einschüchtern und versuchen, bestimmte regionale Räume augenscheinlich für sich zu reklamieren“ (LKA NRW 2019: 6). Kommunikative und deeskalierende Polizeistrategien, die in anderen Szenen durch Kriminalität auffälliger Menschen mit Migrationshintergrund durchaus Wirkung zeigten, würden bei diesen nicht greifen. Vielmehr funktioniere wenn überhaupt eine harte Ansprache gegenüber dieser ebenfalls an übersteigertem Ehrverständnis und Machtansprüchen orientierten Szene, die relativ offen gewalttätige Konflikte zwischen verfeindeten Großfamilien austrägt. Zudem ist von Abschottung und der Bildung von Parallelgesellschaften die Rede, da man innerhalb der Clans relativ stark unter sich bleibe – sogar bei Heirat bzw. Familiengründung.

5. Kriminelle Biografien und Ausstiegsprozesse (Desistance)

Im Folgenden geht es um die kriminologische Erkenntnis, dass die Kriminalität junger delinquenter Personen (mit sowie ohne Migrationshintergrund) weitgehend bloß ein Übergangsphänomen, d. h. ein Aspekt des (jungen) Lebensverlaufs ist. Bei jenem kommt es nach dem Einstieg in Delikte oft zu einer Zunahme, durchaus auch zu Schwankungen in der kriminellen Biografie sowie schließlich zum Ausstiegsprozess. Bei diesen Verläufen handelt es sich teils zudem um Gruppenphänomene/-prozesse, die mit persönlichen Veränderungen der Freundeskontakte zu tun haben.

Aus theoretischer Sicht sind im Bereich krimineller Biografien sowie Ausstiegs- und Desistance-Prozesse⁶ aus der Delinquenz bei jungen Menschen insbesondere die Vorarbeiten von Blumstein et al. (1988), Farrington (1995), Gottfredson und Hirschi (1990), Moffitt (1993), Piquero et al. (2003) sowie Sampson und Laub (1993) einschlägig. Allerdings haben u. a. die so genannte „Alters-Kriminalitäts-Debatte“, das Bemühen um die Erstellung von Prognosen zur Delinquenzentwicklung im Lebensverlauf sowie die Verwendung verschiedener Tätertypologien die Fachwelt in unterschiedliche Lager aufgespalten. Um über diesbezügliche Grundsatzdebatten hinauszugehen, haben sich inzwischen spezifischere Ansätze etabliert, die sich mit den Dynamiken des Zusammenspiels der Einflüsse verschiedener sozialer und sozial-struktureller Aspekte sowie des Selbstkonzepts von Individuen beschäftigen. Im Folgenden werden beispielhaft die Ansätze von Maruna (2001) sowie von Paternoster und Bushway (2009) dargestellt.

Maruna (2001) argumentiert, dass nachhaltige Desistance *New Scripts for Future Identity* erfordere. Es reiche nicht aus, bloß Hilfe durch Dritte zu erhalten und dass bestimmte Rahmenbedingungen vorliegen, sondern ein neues pro-soziales Selbstkonzept sei notwendig. Die Narrationen erfolgreicher Desister beinhalteten, sich künftig als moralisch anständig darzustellen und frühere Delikte auf schlechte äußere Einflüsse zurückzuführen. Entscheidend sei es, individuell an den Punkt zu gelangen, den bisherigen „Teufelskreis“ durchbrechen zu wollen und sein Leben anhand moralischer Ansprüche zu verändern. Man gerate in ein Spannungsverhältnis. Nach Maruna erfordere dies Einfluss und Unterstützung durch Dritte. Erfolgreiche Desister entwickelten ein *Redemption Script*, das beinhalte, wie und mit welcher Hilfe man den Wandel geschafft hat. Das könne so weit führen, dass man der Gesellschaft anschließend etwas zurückgeben wolle. Das neue Skript sei somit nicht bloß eine Rechtfertigung früheren Verhaltens, sondern beinhalte ein neues positives Selbstbild, an dem man sich künftig orientiere und durch das man mit der Vergangenheit abschließe. Hingegen pflegten *Persister* ein *Condemnation Script*, das ebenfalls als positives Selbstbild diene, allerdings auch weiterhin zur Rechtfertigung von Delinquenz, da es die sozialen Rahmen- und persönlichen Lebensbedingungen nicht erlaubten, deliktfrei zu leben.

⁶ Desistance umfasst ein weites Spektrum, das vom gezielten, schrittweisen Abstandnehmen zur Beendigung von Delinquenz reicht; temporäre Rückfälle eingeschlossen. Da ein Äquivalent im Deutschen fehlt, wird die englischsprachige Bezeichnung bevorzugt. Eine ausführliche Begriffserörterung leistet u. a. Kazemian (2007). Abzugrenzen ist Desistance etwa vom bloßen Bedeutungsverlust bestimmter Delikte oder Wechsel in andere.

Im Gegensatz zu Marunas (2001: 87) Ansatz, dass Desister „rewrite a shameful past into a necessary prelude to a productive and worthy life“, müssten aus Sicht von Paternoster und Bushway (2009) Desister ihr bisheriges Selbstkonzept zugunsten eines *Possible Self* ablegen. Es komme weniger zu einer Neuinterpretation des Vergangenen als zur Konstruktion eines *Feared Self*, das man vermeiden möchte. Das trage zum Wandel bei sowie zu Veränderungen der sozialen Kontakte und der eigenen Rolle im sozialen Umfeld. Bei diesem Ansatz geht es ebenfalls um den Einfluss Dritter, jedoch seien jene erst in der Umsetzungsphase von zentraler Bedeutung. Ausgangspunkt jedes Wandels sei die individuelle Entscheidung für Desistance – Dritte würden eher nur strategisch eingesetzt. Ein Wechsel des Umfelds sei allerdings hilfreich, wenn neue wichtige Akteur*innen eher das *Possible Self* als das *Feared Self* verkörpern, um unterstützend und stabilisierend zu wirken. Bald möchte man etwa positive Erfahrungen im neuen Umfeld nicht mehr durch Rückfälle in delinquentes Verhalten aufs Spiel setzen.

Beide Konzepte ähneln sich in diversen Aspekten, vor allem darin, dass erfolgreiche und dauerhafte Desistance ein verändertes Selbstkonzept erfordere. Zudem beinhalten sie einen nicht zu unterschätzenden Einfluss Dritter, deren Relevanz Maruna bloß höher einstuft und bereits in der Phase der Entscheidung für Desistance verortet, während Paternoster und Bushway Dritten erst bei der Etablierung des neuen Selbstbilds große Bedeutung beimessen.

Als zentrale Einflussgrößen in Desistance-Prozessen ausgiebig erforscht sind insbesondere neue pro-soziale Kontakte z. B. in Ehe oder Partnerschaft, durch Elternschaft sowie im Berufsleben sowie ein Wechsel des sozialen Umfelds etwa durch Umzug oder Migration (z. B. Maruna/Roy 2007, Sampson/Laub 2005, Zdun 2014, Zdun/Scholl 2014). Diese neuen Kontakte werden oft als kompensatorisch beim Rückzug aus delinquenten Freundeskreisen interpretiert. Peers hingegen werden meist eher zum Störfaktor erklärt, die Versuchungen böten, in Delinquenz zu verharren bzw. in sie zurückzufallen aufgrund relativ einfach zugänglicher monetärer Anreize sowie Anerkennung in Form von Lob für Stärke und Durchsetzungsvermögen (s. als Ausnahme Zdun 2016). Zentral für Desistance sei es daher, neue Ziele und Erfolgskriterien zu definieren sowie anderen sozialen und strukturellen Integrationskontexten dauerhaft größere Bedeutung beizumessen.

Hier kommen die sozialen Kontakte und deren Qualität ins Spiel. So reiche es bspw. nicht aus, bloß eine ernsthafte Partnerschaft einzugehen bzw. unter soziale Kontrolle zu geraten. Vielmehr komme es darauf an, welche Bedeutung man dem beimisst. Deshalb bezeichnen Giordano et al. (2002) nur lebensverändernde soziale Bindungen als *Hooks for Change*. Nur gut funktionierende Ehen seien dauerhaft von Nutzen (Giordano et al. 2003). Zumindest in Deutschland zeigt sich, dass bereits im Heranwachsendenalter, d. h. in vor-ehelichen Beziehungen, ein solcher Beitrag zu Desistance geleistet werden kann, wohingegen sich die US-amerikanische Forschung dabei eher nur auf Erwachsene bezieht. Bei den Heranwachsenden in Deutschland kommt es hierbei ebenfalls auf die Stärke der Gefühle an, die man den Partner*innen beimisst, damit jene dazu beitragen können, Desistance anzustoßen, umzusetzen bzw. aufrechtzuerhalten (z. B. Zdun/Scholl 2014, Zdun 2016). Es kann allerdings notwendig sein, erst mehrere Partnerschaften bzw. Schritte der

Verhaltensänderung zu durchlaufen, um gut funktionierende Beziehungen zu ermöglichen (z. B. Lyngstad/Skardhamar 2013), d. h. *der Desistance-Prozess und die individuelle „Beziehungsfähigkeit“ bedingen sich gegenseitig.*

Nicht zuletzt in Anlehnung an die Konzepte von Maruna sowie Paternoster und Bushway scheinen diese Erkenntnisse bei den Peer-Kontakten von jungen Menschen mit Migrationshintergrund in Desistance-Prozessen ebenfalls von Bedeutung zu sein. Erstens kommt es auf die Qualität der Beziehungen zu den Peers an, damit jene zu Desistance beitragen können. Eine Studie über heranwachsende Mehrfachtäter dokumentiert etwa, dass solche Inputs insbesondere von Peers angenommen werden, denen man stark vertraue bzw. die man als Vorbilder für eine bessere Zukunft erachte und nicht enttäuschen möchte (Scholl/Zdun 2014). Zweitens scheint es in Desistance-Prozessen sogar im Peer-Kontext üblich, dass teils erst (mehrfach) Kontakte gewechselt werden und Desister ggf. zunächst „beziehungsfähiger“ dahingehend werden müssen, sich bzgl. ihrer Verhaltensweisen an pro-soziale Peers anzupassen (z. B. Zdun 2016).

Neben der Relevanz von Peers in Desistance-Prozessen von jungen Menschen mit Migrationshintergrund gibt es Erkenntnisse zur Rolle jugendlicher Peers in der Folge einer Migration. In einer Studie über junge Russlanddeutsche zeigt sich, dass jene die Einwanderung nach Deutschland teils als Chance zum Wandel genutzt haben (Zdun 2011, 2014). Neben dem Eigenantrieb erwies sich hierfür Unterstützung durch einen neuen pro-sozialen Freundeskreis als relevant bzw. Hilfe durch Fachkräfte wie Lehrer*innen und Sozialarbeiter*innen. Jene begünstigen Desistance und die Entwicklung eines neuen Selbstkonzepts. Zu Persistence kommt es hingegen eher bei denjenigen, die zu Fatalismus neigen und nicht mit persönlichen Misserfolgen umzugehen wissen.

Neben solchen sozialen Einflüssen postulieren Sampson und Laub (2003) mit ihrem Konzept der *Turning Points*, dass zentrale und einschneidende Lebensereignisse Desistance anstoßen könnten (s. auch Freiheit et al. 2018). Dabei könne es sich sowohl um erwart- und planbare biografische Ereignisse wie den Übergang vom Schulsystem in die Erwerbsarbeit handeln sowie bereits länger geplante Umzüge als auch um unvorhersehbare, schockierende Erfahrungen wie etwa den Tod nahestehender Personen.

Speziell bezogen auf die erstgenannten, planbaren Aspekte deutet zumindest in Deutschland einiges darauf hin, dass delinquente „Karrieren“ meist einer gewissen Planung unterliegen und episodisch verlaufen. Hierzulande ist die Mehrzahl der Jugendlichen – unabhängig vom Delinquenzauftreten und der Herkunft – im Alter von 12 bis 14 Jahren besonders anfällig für den Einstieg in Delinquenz. Wenngleich in den Folgejahren ganz unterschiedliche Verläufe, Intensität und Häufigkeit der Delikte auftreten können, komme es im Alter von 17 bis 20 Jahren vielfach bereits zu Desistance (z. B. Boers et al. 2006, Kerner 1989, Stelly/Thomas 2005). Da in den USA und Großbritannien – den Hauptforschungsländern zu Desistance – vielfach deutlich längere Verläufe beobachtet werden (z. B. Doleac 2019, Farrington 1995, Maruna 2001, Piquero et al. 2003, Sampson/Laub 2003), stellt sich die Frage, was in Deutschland bereits im jüngeren Alter präventiv wirkt?

Erstens ist der bereits erwähnte Übergang vom Schulsystem in Berufsausbildungen und Erwerbsarbeit zu nennen, der in Deutschland nicht nur relativ gut organisiert ist und systematisch erfolgt, sondern auch diverse Optionen für diejenigen bereithält, die bei den Schulleistungen – aus welchen Gründen auch immer – im Regelschulbetrieb nicht ausreichend mithalten konnten und daher zunächst über keinen oder nur einen niedrig qualifizierten Bildungsabschluss verfügen. Nicht bloß in Zeiten von wirtschaftlicher Stabilität und Mangel an Nachwuchskräften in diversen Branchen gelingt es im deutschen Wohlfahrtssystem sogar weitgehend diejenigen aufzufangen, die am Erwerbsleben nur mit Umwegen partizipieren können. Die Integration in solche „Auffangsysteme“ sowie selbstverständlich auch der direkte Weg ins Ausbildungssystem und den Arbeitsmarkt bringen junge Menschen nicht bloß „von der Straße“, sondern bieten dann eben etwas, das man durch Rückfälle in delinquentes Verhalten nicht aufs Spiel setzen möchte (z. B. Zdun 2014, 2016; s. auf internationaler Ebene auch Doleac 2019).

Zweitens zeigen sich hier die Vorzüge des oftmals aus zu Punitivität neigenden Kreisen diskreditierten, staatlichen Sanktionssystems in Deutschland. Wenngleich sich Mehrfachtäter*innen in ihrer aktiven Delinquenzphase offensichtlich nicht durch das Risiko, erwischt zu werden, sowie teils erlebte Sanktionsmaßnahmen von wiederholten Delikten abschrecken lassen, hat der deutsche Ansatz einige Vorzüge. Einerseits geraten viele Jugendliche und Heranwachsende nicht (bereits bei geringen Verstößen) in Haftanstalten bzw. erfahren nicht schon im jungen Alter lange und wiederholte Inhaftierungen, die bis ins Erwachsenenalter reichen können, was die Integration ins Erwerbsleben und die gesellschaftliche Teilhabe deutlich hinauszögern würde. Andererseits scheinen diverse nicht freiheitentziehende Maßnahmen – von gemeinnütziger Arbeit bis Fahrverbot – die individuelle Entscheidung für Desistance teils zu begünstigen, wenn die richtigen Impulse zum richtigen Zeitpunkt erfolgen bzw. Individuen in diesem Rahmen Erfahrungen sammeln, die für sie zu einem Wendepunkt werden (z. B. Kury 2013). Im komplexen Prozess des individuellen Wandels stellen diese Erlebnisse vorzugsweise in Kombination mit der Moderation des Erfahrens der Sanktionen durch geschultes Fachpersonal (z. B. Sozialarbeiter*innen, Sozialpädagog*innen, Bewährungshelfer*innen) einen Baustein in der Kette der Ereignisse dar, die junge Menschen zu einem Umdenken bewegen (z. B. Zdun 2011).

Drittens ist neben diesen strukturellen, externen Beiträgen zu Desistance auf das „Normalitätsempfinden“ vieler junger (Mehrfach-)Täter*innen hinzuweisen, dass es sich bei Delinquenz bloß um ein episodisches Phänomen während der Adoleszenz handelt. Speziell in sozial benachteiligten Stadtgebieten, in denen delinquentes Verhalten im Jugendalter stärker und häufiger als anderswo zu Tage tritt, besteht ein relativ klares Bewusstsein darüber, dass Delikte in diesem Lebensabschnitt zwar durchaus ihren Platz haben, allerdings nicht darüber hinaus. Wie man es seitens der erwachsenen Bevölkerung vorgelebt bekommt, stellen Verwicklungen in Kriminalität und Gewalt mit zunehmender Reife höchstens noch die Ausnahme dar. Man wächst quasi aus der Delinquenz heraus, nimmt nicht mehr am pubertären Wettbewerb um Anerkennung durch demonstrative Zurschaustellung von (männlicher) Macht und Kraft teil, bewegt sich weniger Zeit im öffentlichen

Raum und wird kaum noch durch potenzielle Widersacher*innen provoziert (z. B. Zdun 2007, 2014, 2019a, s. auf internationaler Ebene auch Coyle 2018). Aus präventiver Sicht kann dieser Reifungsprozess zwar als eine Art „Selbstläufer“ verstanden werden, allerdings zeigt sich, dass es sich lohnt, diesen durch Fachkräfte zu unterstützen und die Betroffenen regelmäßig auf die Selbstverständlichkeit dieses „Normalsverlaufs“ hinzuweisen (z. B. Zdun/Schweer 2009, Zdun 2012). In bestimmten Populationen von Menschen mit Migrationshintergrund kann dabei etwa auf religiöser Ebene bzw. bzgl. des Ehrverständnisses daran erinnert werden (z. B. bei Russlanddeutschen und teils bei Muslimen), dass bestimmte Verhaltensweisen im Erwachsenenalter nicht mehr angemessen sind (z. B. Zdun 2007, 2011, 2018).

Insbesondere mit dem Selbstverständnis bei der An- und Abwendung von Delinquenz beschäftigt sich darüber hinaus das Konzept der *Accumulated Uneasiness* (Zdun 2018). Im Gegensatz zu den Ansätzen von Maruna sowie Paternoster und Bushway postuliert jenes, dass es einem Teil der Desister kaum um ein mehr oder weniger von außen beeinflusstes Selbstbild bzw. Aushandlungsprozesse mit dem sozialen Umfeld gehe, sondern vorzugsweise um ein aktives, persönliches Bemühen dahingehend, staatlichen Verfolgungsdruck und Vergeltung durch Feinde zu vermeiden sowie positive Optionen für die berufliche und familiäre Zukunft zu schaffen. Dritte werden von in solcher Hinsicht selbständigen Personen eher strategisch zur Unterstützung eingebunden, dienen aber kaum als Wegbereiter*innen. Aus präventiver Sicht bedeutet das, dass diese jungen Menschen zwar durch Dritte weniger präventiv erreicht werden, aber dass es auf einen konstanten und ausreichend großen, vorzugsweise vernetzten Beobachtungs- und Verfolgungsdruck ankommt, um ein Umdenken zu bewirken, sowie flankierende strukturelle Angebote und Maßnahmen, damit diese sich als Individuen eine Zukunft aufbauen können (s. auch Doleac 2019).

6. Ethnische Zusammensetzung delinquenter Gruppen

Wie bereits in Kapitel 2 thematisiert wurde bzgl. der Verwendung von Begriffen wie „Ausländer*innen“, „Nicht-Deutsche“ sowie „Menschen mit Migrationshintergrund“, haftet solchen Bezeichnungen immer eine gewisse Unschärfe an, die künftig sogar weiter zunehmen wird, wenn auf immer mehr Menschen mit migrantischen Wurzeln keiner dieser Begriffe mehr zutrifft, wenngleich das keinen Einfluss darauf hat, wie sie von der übrigen Bevölkerung wahrgenommen und behandelt werden. Im Folgenden geht es darum, inwiefern der ethnische Hintergrund darüber hinaus noch weiter an Bedeutung verliert und was das nicht zuletzt für Gewaltdelinquenz bedeutet.

In der deutschen Forschung wird vielfach noch davon ausgegangen, dass sich insbesondere die großen ethnischen Minderheiten sowohl in sozial benachteiligten Stadtgebieten ballten als auch zu ethnischer Homophilie neigten (z. B. Ceylan 2006, Heitmeyer et al. 1997). Obwohl der starke Zusammenhalt bestimmter Populationen mitunter auch positiv gedeutet wird (z. B. Nauck et al. 1997), interpretiert die Kriminalitätsforschung diesen sowie die Abgrenzung von anderen Ethnien insbesondere als Risikofaktor (z. B. Karstedt 2000). Deshalb werden Menschen mit Migrationshintergrund vorzugsweise mit Abschottung und Delinquenz in Verbindung gebracht, was mitunter den

Eindruck erweckt, dass die ethnische Herkunft hierfür ursächlich sei, obwohl – wie oben dargestellt – bekannt ist, dass dieser Zusammenhang eher auf der sozialen Randständigkeit und Benachteiligung einzelner Populationen beruht (s. Baier et al. 2009).

Zu all diesen Phänomenen liegen seit Jahrzehnten belastbare Erkenntnisse vor, die hier nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden sollen. Allerdings erscheint es an der Zeit, zumindest die ethnische Homophilie der Jugendlichen in solchen Wohngebieten zu hinterfragen, zumal jene gerade in Großstädten oftmals „superdivers“ (Vertovec 2007) geworden sind. Bereits Allport (1954) regte mit seiner Kontakthypothese dazu an, sich stärker mit dem Abbau von Vorurteilen durch den Kontakt mit Minderheiten zu beschäftigen. Allerdings ist dem in der empirischen Forschung weniger Aufmerksamkeit gewidmet worden (s. jüngst als Ausnahme Schönwalder et al. 2016) als den o. g. Problematiken. Außerdem postuliert Allport lediglich, dass interethnischer Kontakt vorurteilsabbauend wirken könne, aber geht nicht dezidiert darauf ein, was das konkret für die ethnische Zusammensetzung sozialer Umfelder bedeutet sowie die Interaktionspraxis.

In der deutschen Netzwerkforschung, die die Zusammensetzung des sozialen Umfelds thematisiert, ist ebenfalls meist noch von weit verbreiteter ethnischer Homophilie die Rede (z. B. Janßen/Polat 2006, Winkler et al. 2011). Dies hat teils methodische Ursachen, wenn etwa neben der eigenen Herkunftsgruppe nur nach deutschen Kontakten gefragt wird, kann aber zudem daran liegen, dass der hier thematisierte Wandel vielerorts erst neueren Datums zu sein scheint. In Wohngebieten, in denen z. B. bis vor wenigen Jahren Russlanddeutsche noch meist „unter sich“ blieben (z. B. Fenicia et al. 2010, Geiling et al. 2011, Zdun 2007), scheinen sich erst seit den 2010er Jahren vermehrt Kontakte Jugendlicher zu anderen Ethnien durchzusetzen (z. B. Scholl/Zdun 2013).

Inzwischen mehren sich die Hinweise darauf, dass im laufenden Jahrzehnt zumindest in sozial benachteiligten Wohngebieten in der jüngeren Bevölkerung zunehmend die Einsicht an Überhand gewinnt, dass die gemeinsame Lebenslage und das geteilte Wohngebiet bedeutsamer als die Herkunft sind bei der Wahl des Freundeskreises (z. B. Scholl/Zdun 2013, Zdun 2019a). Von der Soziologie eher unbeachtet, weist der Erziehungswissenschaftler Heinz Reinders bereits seit 2004 wiederholt auf zunehmende ethnische Heterogenität unter Peers hin, was er nach unserem besten Wissen als Erster in Deutschland thematisierte. Er untersucht die interethnischen Kontakte im Schulsystem in „städtischen Räumen industrieller Prägung“ (Reinders 2010: 124); dies beinhaltet das gesamte Stadtgebiet und unterscheidet nicht zwischen Quartieren, sondern Schultypen. Für ihn geht es somit weniger die Relevanz des Sozialraums als die des Schulsystems, in dem er vor allem an Hauptschulen große ethnische Heterogenität feststellt, die interethnischen Kontakt begünstigt; in geringem Maße stellt er dies auch an anderen weiterführenden Schulformen fest. Er argumentiert, dass mehr interethnische Schulkontakte zu mehr interethnischen Freizeitkontakten beitragen und in Ko-Kulturation⁷ mündeten.

⁷ Hierbei handele es sich nach Krewer und Eckensberger (1998) um „Prozesse der gleichberechtigten Aushandlung gültiger Normen, Werte und Handlungsmuster“ (Reinders 2010: 125).

Aufgrund seines Fokus auf das Schulsystem beschreibt Reinders allerdings eher Jugendliche, die in ihrer Freizeit nur bedingt gemeinsam bestimmte Sozialräume teilen und kaum zusammen von Kindheit an aufgewachsen sind, wohingegen bei Zdun (2019b, 2019c) diese beiden Aspekte im Fokus stehen. Wenngleich es Reinders (2016) weniger um die Relevanz der sozialen Lage und des Sozialraums geht, beschreibt auch er, dass Freund*innen vorzugsweise aufgrund ähnlicher Herausforderungen im Leben und persönlicher Identitätsentwicklung ausgewählt würden als anhand ethnischer Herkunft. Darunter versteht er allerdings nicht geteilte sozialstrukturelle Defizite, sondern gemeinsames „Jugendlich-Sein“ (Reinders 2010: 126) sowie „hohe Distanz zur älteren Generation“. Dies begünstige *Criss-Crossing*, was eine gezielte Abkehr bzw. kulturelle Abgrenzung von der Familie sei. „Der kulturelle Habitus andersethnischer Jugendlicher wird dann unter Umständen als Bereicherung in dem Sinne angesehen, dass eine verstärkte Abkehr von der eigenen Herkunftskultur (und damit den Erwachsenen als ‚Repräsentanten‘ dieser Herkunftskultur) im Kontakt mit andersethnischen Peers stattfindet“ (Reinders 2004: 190). Diese Abkehr sei jedoch weniger als gezielte Provokation der Eltern zu verstehen und eher ein Element persönlicher Identitätsentwicklung.

Insgesamt mag es – aus Mittelschichtsperspektive – überraschen, dass eine solche Entwicklung insbesondere von Jugendlichen an niedrig qualifizierten Schulformen sowie aus sozial benachteiligten Stadtgebieten ausgeht. Immerhin steht solche ethnische Offenheit gesamtgesellschaftlichen Trends in Richtung ethnischer Abgrenzung und Ablehnung in der erwachsenen Bevölkerung und anderen Wohngebieten entgegen (z. B. Heitmeyer 2012, 2018). Sprich, diese oft eher diskreditierten Jugendlichen vollbringen etwas, was einen Gegenpol zu mit Sorge betrachteten, gesellschaftlichen Entwicklungen darstellt. Außerdem setzen selbst die Eltern dieser Jugendlichen bis in die Gegenwart vielfach noch eher auf ethnische Homophilie (z. B. Keszkes 2003). Für jene Generation war die Herkunft noch teilweise die zentrale Demarkationslinie für die Wahl von Gegner*innen und Feind*innen (z. B. Tertilt 1996, Zdun 2007) – u. a. begründet über Konflikte in den Herkunftsregionen. Umso bemerkenswerter ist es also, dass die ethnische Komponente der Identität bei der Wahl der Freund*innen von einer Generation zur nächsten so stark nachgelassen zu haben scheint.

Nicht zuletzt in Anlehnung an Reinders (2004) könnten evtl. sogar geradezu die Rahmenbedingungen in sozial benachteiligten Stadtgebieten die Entstehung interethnischer Freundeskreise erleichtern. Denn für deren Entwicklung stuft er das Ausmaß interethnischer Kontakte als zentrale Größe ein. *Während diese Sozialräume in früheren Zeiten eher konfliktfördernd wirkten, scheinen sie inzwischen maßgeblich zum Wandel beitragen, da sie aufgrund hoher ethnischer Heterogenität noch stärker als das Schulsystem interethnische Kontakte begünstigen.* Sprich, während Jugendliche aus anderen Wohngebieten mit geringerer ethnischer Vielfalt und Anzahl an Menschen mit Migrationshintergrund nach Reinders die Schule als Anknüpfungspunkt für interethnischen Kontakt benötigen, erleben die jungen Menschen aus den benachteiligten Vierteln vielerorts permanent ethnische Diversität. Sowohl in der Schule als auch im Stadtteil können sie jener sogar kaum ent-

weichen und treffen nicht selten ständig auf bekannte Personen, da man verschiedene Lebensräume teilt.

Die eigenen Analysen deuten entsprechend auf eine zunehmende Selbstverständlichkeit ethnischer Offenheit in Freundschaften für Jugendliche in sozial benachteiligten Quartieren hin (Zdun 2019b, 2019c). Sämtliche Befragten bestätigen für sich und ihr Umfeld, dass Freundschaften keine spezifischen ethnischen Grenzen mehr hätten. Vereinzelt werden zwar „Anders-Ethnische“, vor allem Geflüchtete, abgelehnt aufgrund negativer Erfahrungen und in Form eines Etablierten-Außenseiter-Gebarens. Dies scheint jedoch eher die Ausnahme von der Regel der Omnipräsenz ethnischer Offenheit bei Jugendlichen in diesen Wohngebieten zu sein.

Ursächlich für diese Offenheit ist wohl vor allem, dass aus Sicht der Jugendlichen nichts dagegen, aber Verschiedenes dafür spricht. Die jungen Menschen wachsen oft gemeinsam seit früher Kindheit auf, teilen Lebens- und ggf. auch Diskriminierungserfahrungen. Das prägt und führt zu Verbundenheit. Dabei sind es weniger Besonderheiten als Alltäglichkeiten sowie die Dauerhaftigkeit und Regelmäßigkeit des Kontakts, die zusammenschweißen. Diversität besteht neben der Herkunft vor allem bzgl. der Persönlichkeit sowie des Umgangs mit Andersartigkeit. Letzteres erfolgt einerseits in Form von Thematisierung, Desinteresse oder Ausblendung bzw. Ignorierung zumindest von Konfliktthemen zwischen den Ethnien. Andererseits gewöhnt man sich schlichtweg aneinander, lernt unterschiedliche Charaktere kennen und mit jenen umzugehen. Alles in allem wird hier Diversität gelebt und nicht vermieden oder abgelehnt (z. B. Zdun 2019b, 2019c).

Abgrenzt man sich bzw. wenige Anknüpfungspunkte hat man vor allem mit Personen aus sozial besser gestellten Wohngebieten, die anders aufgewachsen sind und weniger sozialstrukturellen Defiziten unterliegen, d. h. aus einer etwas anderen „Lebenswelt“ stammen und z. B. mit Vorbehalten und Ängsten auf die Sozialräume dieser Jugendlichen reagieren.⁸ Von der elterlichen Kultur wenden diese Jugendlichen sich – entgegen Reinders‘ (2004) Argumentation – eher nicht ab und benötigen keine neuen Räume als Treffpunkte, um ethnische Offenheit praktizieren zu können.⁹ Vielmehr ist hierfür der öffentliche lokale Raum von zentraler Bedeutung, aber auch im Elternhaus sind anders-ethnische Freunde meist willkommen, da die Eltern die ethnische Offenheit der Jugendlichen weitgehend befürworten, obwohl der eigene Freundeskreis meist noch eher ethnisch homophil ist (z. B. Zdun 2019b, 2019c).

⁸ Sowohl bzgl. der teilweisen Abgrenzung von Geflüchteten als auch von Peers aus anderen Wohngebieten kann theoretische Bezug zum klassischen Figurationsansatz von Elias und Scotson (1965) genommen werden. Während sich die Jugendlichen den Geflüchteten gegenüber eher als Etablierte im Wohngebiet wahrnehmen, können sie sich „besser Gestellten“ gegenüber an weiterführenden Schulen bzw. in anderen Stadtgebieten eher als Außenseiter erleben, denen mit Vorbehalten begegnet wird.

⁹ Die von Reinders thematisierte Abkehr von der elterlichen Kultur ist nicht als Widerspruch, sondern eher als Gegenpol zu diesen Erkenntnissen zu bewerten, denen zufolge ethnische Offenheit der Jugendlichen mit ethnischer Offenheit der Eltern bzgl. der Freund*innen der eigenen Kinder einhergehen kann, was sich theoretisch bspw. mit Allports (1954) Kontakthypothese untermauern lässt.

Beim ethnischen Selbstbild der Jugendlichen zeigt sich, dass diese zusammen eher keine Art von „Misch-Kultur“ entwickeln, sondern diesbezüglich auf Vielfalt setzen. Ethnische Offenheit bedeutet für sie nicht, dass daraus zwangsläufig etwas Neues entstehen muss, sondern es findet ein Miteinander statt. Die Mehrzahl derjenigen, die sich teils noch über die Herkunft definieren, fühlt sich entweder bloß der eigenen Ethnie verbunden oder teils der eigenen Ethnie und teils als Deutsch (z. B. Zdun 2019b, 2019c).

Außerdem könnte bei diesen Jugendlichen die ethnische Offenheit sogar im Erwachsenenalter beibehalten werden, zumal vielfach die anders-ethnischen Freund*innen zu den engsten Kontakten zählen. Deshalb möchte diese nicht verlieren. Teils werden gemeinsame Zukunftspläne entwickelt oder zumindest besteht der Wunsch, nicht nur im Stadtgebiet zu verbleiben, sondern dass nach Gründung einer Familie auch die Kinder untereinander zu Freund*innen werden (z. B. Zdun 2019b, 2019c).

Was bedeutet all das jedoch für die Delinquenz im Jugendalter? Erstens zeigt sich, dass ethnische Diversität sogar bei der Einbindung von Peers in Delikte besteht. Die beschriebene Offenheit macht dort nicht Halt und es gibt keine Hinweise darauf, dass man diesbezüglich oder in anderer Hinsicht der eigenen Ethnie mehr vertraut. Dies steht u. a. im klaren Gegensatz zur starken, sogar familiären Abschottung der Clans. Zweitens ergibt sich aus den Daten, dass weder bzgl. der Freundschaften noch Feindschaften bzw. der Wahl von Gegner*innen im Wettbewerb um Anerkennung durch die Anwendung von Gewalt die Ethnie des Gegenübers zum Tragen kommt. Jener Wettbewerb findet zwar weiterhin statt, allerdings hat er seine ethnische Komponente und Legitimationsgrundlage verloren. Abgesehen von netzwerkinternen Konflikten bzw. Rivalität zwischen verschiedenen Netzwerken in einem Wohngebiet treten wohl auch deshalb gewalttätige Auseinandersetzungen vorzugsweise in anderen Quartieren und Städten auf. Die Wahl von adäquaten Gegner*innen für Kämpfe erfolgt anhand des o. g. Wettbewerbs um Anerkennung in Anlehnung an die Straßenkultur und das Ehrverständnis. Die jungen Menschen achten darauf, ob ihr Gegenüber den Habitus der Straßenkultur zeigt und testen mit Provokationen, ob dieses sich auf eine ernsthafte Auseinandersetzung einlassen möchte. Wer darauf nicht eingeht bzw. mit den Regeln dieses Wettbewerbs nicht vertraut zu sein scheint, wird eher in Ruhe gelassen. Dies folgt der Logik, dass es sich bei jenen bloß um Opfer handelt, aber nicht um ernstzunehmende Gegner*innen, derer es für den Erwerb von Anerkennung bedarf (z. B. Zdun 2019a, 2019b).

Bedeutsam an diesen neuen Erkenntnissen ist zudem, dass diese Netzwerke bzgl. der Involvierung in Delikte ebenfalls divers sind. Die Daten dokumentieren relativ große Netzwerke von teils mehreren Hundert Peers (z. B. Zdun 2019b, 2019d). Jene kann man bzgl. ihrer Delinquenz in die folgenden vier Typen einordnen: „delinquent (committing various offences, especially violent acts on a regular basis), potentially delinquent (being rather likely to become accomplices of delinquent peers and having been engaged in few co-offending), potentially non-delinquent (being rather unlikely to become accomplices of delinquent peers and having been not engaged in co-offending yet

or just in very few), and non-delinquent (rejecting offences and partly even intervening in those of the network as well as being unable to imagine engaging in future offences)” (Zdun 2019d).

Entgegen der Annahmen von Sutherlands (1947) *Differential Association Theory* scheinen sich diese unterschiedlichen Jugendlichen problemlos den gleichen Netzwerken anschließen zu können, ohne deshalb notwendigerweise jeweils gegenseitig die Einbindung in oder Beteiligung an Delikten zu begünstigen oder zu verhindern. Das bereits thematisierte gegenseitige Kennen und Aufwachsen seit der Kindheit scheint dazu beizutragen, dass man so sehr aneinander gewöhnt ist und gelernt hat, Diversität und unterschiedliche Verhaltensweisen (inkl. Delinquenz) „auszuhalten“, dass sich die Netzwerke weniger über Beteiligung an und Einstellungen bzgl. Delinquenz definieren als über das geteilte Wohngebiet und gemeinsame Lebenserfahrungen (Zdun 2019d).

Während renommierte Forscher*innen wie Haynie (2002) und Warr (1996) sich bei der Untersuchung der Interaktionen in solchen Netzwerken vor allem auf den Aspekt der Delinquenz konzentrieren, blieb die Relevanz von nicht delinquenten Akteur*innen in größeren Zusammenschlüssen junger Menschen bislang weitgehend unberücksichtigt. Mit unseren Daten können wir zumindest in Deutschland zeigen, dass in solch gemischten Netzwerken die alltäglichen Interaktionen und Dynamiken wohl teils nicht zuletzt darauf ausgelegt sind, interne Konflikte und Kritik zu vermeiden sowie Peers nicht in Situationen zu bringen, die jenen nicht behagen, was sowohl für (potenziell) delinquente als auch (potenziell) nicht delinquente Heranwachsende gilt (Zdun 2019b, 2019d). Hierbei geht es auch um Kosten-Nutzen-Erwägungen. Während etwa Weerman (2005) argumentiert, dass die Auswahl bestimmter Peers für die Beteiligung an Delikten u. a. auf soziale Anerkennung abziele, zeigt sich bei Zdun (2019d) aufgrund des breiteren Blickwinkels auf solche Netzwerke ferner, dass *die Auswahl bestimmter Peers sowie weiteres Verhalten im Netzwerk auch darauf abzielt, den Verlust von Anerkennung durch andere Peers zu vermeiden*. Darum scheint es teils sogar bei der Anerkennungssuche seitens nicht delinquenter Peers zu gehen. Einerseits sind jene im Netzwerk teils bekannt und beliebt für ihre Interventions- und Moderationskompetenz in Konflikten. Andererseits werden jene nicht grundsätzlich als weich und schwach wahrgenommen, da sie durchaus maskuline Werte von Macht und Stärke befürworten, die Regeln der Straßenkultur jedoch eher ohne Gewaltanwendung umsetzen.

7. Vorschläge für die Kriminalprävention

Abschließend werden auf der Grundlage der in den vorherigen Kapiteln dargestellten, teils neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Delinquenz junger Menschen mit Migrationshintergrund aus einer prozessualen bzw. dynamischen Perspektive heraus Vorschläge für die Kriminalprävention abgeleitet.

Generell erscheinen in diesem Themenfeld Maßnahmen und Ansätze empfehlenswert, die dazu beitragen, (die Akkumulation von) Risikofaktoren entweder auf Individualebene oder besser wohngebietsorientiert (bei einer Ballung sozialer Schieflage) zu verhindern oder vermindern. Dies beinhaltet die Förderung von Kompetenzen und Resilienz sowie den Ausgleich oder Abbau von Defizi-

ten. Falls der Fokus hierbei auf speziellen Populationen bzw. bestimmten Täter*innengruppen liegt, kann das ggf. punktuell mit Blick auf Delinquente erfolgen. Empfehlenswert wären jedoch größer angelegte Präventions- und Unterstützungsmaßnahmen, die nicht delinquente, aber schädliche Verarbeitungsformen solcher Risikofaktoren ebenfalls berücksichtigen. Beispielhaft für so großflächig und breit angelegte Designs mit jahrzehntelangem, messbarem Erfolg sind etablierte Programme aus dem Bereich der Frühförderung wie das *High/Scope Perry Preschool Program* in Ypsilanti. Dieses trägt bei den (ehemaligen) Teilnehmer*innen seit über 50 Jahren nachweisbar sowohl zur Delinquenzreduktion bei als auch zu höheren Schulabschlüssen, mehr Berufsbeschäftigung bzw. weniger Sozialhilfebezug, höherem Einkommen und stabileren Familienverhältnissen (z. B. Belfield et al. 2006).

Der Abbau von Risikofaktoren ist aber nur eine Seite der Medaille, der bereits auf gesellschaftliche Akzeptanz angewiesen ist, da entsprechende Maßnahmen immer mit Kosten verbunden sind. Wenngleich Kosten-Nutzen-Berechnungen wie beim o. g. Präventionsprojekt in Ypsilanti zudem belegen, dass die langfristigen staatlichen Einsparungen gut geplanter Projekte deutlich höher ausfallen als die Gesamtkosten der ansonsten auftretenden Schäden für das Individuum und die Gesellschaft (Belfield et al. 2006), interessieren solche Erkenntnisse vielfach nur einschlägige Fachleute und engagierte Politiker*innen. In der Gesamtgesellschaft und anderweitigen Interessensgruppen werden diese eher nicht gehört oder bewusst ignoriert und abgelehnt.

*Dementsprechend gilt es neben dem Abbau zentraler Risikofaktoren am gesellschaftlichen Klima zu arbeiten, das seit Jahrzehnten bestimmte Populationen und neu ankommende, größere Gruppen von Migrant*innen immer wieder mit Vorbehalten überhäuft und angstbasiert ausgrenzen lässt.* Dieses führt teils sogar erst zu manchen Risikofaktoren bzw. trägt zumindest zu jenen bei. Darauf könnte man mit Maßnahmen u. a. im Bildungsbereich reagieren, die sich dem sozialen Klima widmen. Hierzu könnten zudem Aufklärungsaktionen zählen, die stärker als bislang auf die langfristigen Auswirkungen des demografischen Wandels hinweisen. Obwohl unser Land dringend auf mehr Zuwanderung angewiesen ist, werden hiervor weitgehend die Augen verschlossen. Falls andere Argumente nicht greifen, könnte diesbezüglich evtl. der „gesellschaftliche Überlebenswille“ stärker aufgegriffen werden, d. h. egoistische Motive, um andere zu unterstützen. Denn die schrumpfenden Gesellschaften im globalen Norden sind auf Menschen angewiesen, die hier und mit uns arbeiten wollen und dadurch dazu beitragen, unsere Wohlfahrtsstaaten aufrechtzuerhalten und zu sozialer Stabilität beizutragen.

Wie bereits wiederholt erwähnt wurde, sollen darüber hinaus Täter*innen keineswegs aus der Verantwortung genommen werden. Aus einer zeitgemäßen Interventions- und Präventionsperspektive ist es allerdings wichtig, dass die richtigen Sanktionen zum richtigen Zeitpunkt erfolgen. Mit Sanktionen sollte nicht bloß ein gesellschaftliches Punitivitätsbedürfnis befriedigt werden, sondern diese sollten zu einem Umdenken der Täter*innen motivieren und flankiert werden durch Maßnahmen und Angebote, die dazu beitragen, dass diese anschließend nicht in delinquenten Verhaltensmustern verharren. Das erfordert allerdings tiefere Einblicke in die Wirkungsforschung in einem *Best*

Practice-Sinne im Bereich der Sanktionen (z. B. Welsh/Farrington 2007, Kury 2013). Prozessual gedacht argumentieren auch Maruna und Mann (2019), dass sowohl Sanktionen als auch Unterstützungsmaßnahmen an den Verlauf krimineller Biografien individuell anzupassen seien, d. h. Potenziale zu schaffen, um junge Menschen als Persister oder bzgl. des Einstiegs, der Etablierung und der Stabilisierung von Desistance möglichst adäquat zu fördern und anzuleiten.

Durch entsprechende Maßnahmen sowie die bereits thematisierte Bearbeitung von Risikofaktoren könnte zudem dem Einstieg in härtere Intensivtäterkarrieren vorgebeugt werden bzw. könnten jene verkürzt werden. Ein – wenn auch noch mit einzelnen Schwächen – relativ effektives Präventionsprogramm in dieser Hinsicht ist „Kurve kriegen“ in NRW, bei dem im Idealfall verschiedene relevante Akteur*innen kooperieren, um auf junge Menschen gemeinsam einzuwirken (z. B. Bliesener et al. 2015). Insgesamt scheint – auch im Sinne des o. g. Konzepts der Accumulated Uneasiness – Desistance bei bestimmten (Intensiv-)Täter*innen auch dadurch angestoßen, motiviert und aufrechterhalten zu werden, dass enge Netzwerkarbeit sowohl zwischen einschlägigen staatlichen Stellen als auch dem sozialen Umfeld erfolgt mit dem Ziel, zunächst hohen Verfolgungs-/Beobachtungsdruck aufzubauen, um dem Individuum zu signalisieren, dass jene es nicht aus dem Blick verlieren und sich gegenseitig austauschen. Verbunden sein sollte das jedoch mit Signalen und Angeboten, die den Betreffenden darüber hinaus demonstrieren, emotional und auf dem Lebensweg nicht allein gelassen zu werden. Dies schließt die Auswahl und den Aufbau realistischer Zukunftsoptionen ein.

Außerdem gilt es mit Blick auf die Unterstützung in Desistance-Prozessen durch Dritte, die Unterstützer*innen ebenfalls zu stärken. Professionell organisierte Hilfe sollte nicht bloß auf Intuition und ggf. vorhandene Kompetenzen setzen. Vielmehr sind Erkenntnisse aus der Forschung, wer, was, wann und warum einen Beitrag zu Desistance leisten kann, besser in die Intervention und Prävention zu integrieren (z. B. Maruna/Mann 2019). Während professionelle Praktiker*innen aus der Sozialarbeit, dem Schulsystem, der Polizei usw. über solches Wissen verfügen sollten bzw. evtl. bloß weitere Schulungen benötigen, ist Vergleichbares im sozialen Nachbereich der Jugendlichen keineswegs vorauszusetzen. Neben Wissen sollten hier insbesondere Kompetenzen im präventiven Sinne vermittelt werden.

Zumal es sich bei der Beendigung krimineller Biografien bereits im frühen Erwachsenenalter in Deutschland weitgehend um die Regel und nicht die Ausnahme handelt, gilt es hinsichtlich der späten Adoleszenz und des frühen Erwachsenenalters bestehende Rahmenbedingungen zu stärken und ggf. durch zusätzliche Maßnahmen zu ergänzen, um die jungen Menschen flankierend dahingehend aufzufangen, dass sie den „Normalverlauf“ von Desistance durchlaufen können und ihnen Optionen für die Partizipation an der Gesellschaft geboten werden.

Im Gegensatz zu jungen Menschen (mit Migrationshintergrund) mit einem solchen „Normalverlauf“ der Delinquenz wirkt die Lage festgefahrener mit Blick auf Clanstrukturen. In jenen befinden sich ganze Familien bzw. Personenkreise mit massiven Risikofaktoren und Perspektivlosigkeit, in die sie in Form einer Etablierung einer kriminellen Parallelgesellschaft i. d. R. bis ins Erwachsenenalter

eingebunden sind. Es besteht nicht nur Forschungsbedarf für ein besseres Verstehen dieser Strukturen, sondern auch bzgl. der Möglichkeiten der Prävention. Langfristige Optionen könnten Ausstiegsprogramme u. a. für junge Täter*innen und Frauen bzw. Mütter darstellen sowie eine Bildungsoffensive, die Alternativen schafft und aufzeigt sowie die Integration in den Arbeitsmarkt fördert. Zudem sollten engagierte, lokale Netzwerke wie das „Aktionsbündnis Sicheres Altenessen“ in Essen stärker evaluiert werden, um aus deren Erfolg zu lernen. Das Bündnis richtet sich nicht zuletzt an Mütter, junge Kinder z. B. mit Sportangeboten sowie Jugendliche mit Einzelbetreuung. Strategien wie die der 1.000 Nadelstiche zur Eindämmung der Clan-Kriminalität werden wohl eher nur kurzfristige und sehr lokale Erfolge zeigen. Mit dieser Form der Abschreckung kann das Phänomen durchaus ein wenig unter Kontrolle gehalten werden, u. a. durch Abschöpfung von Vermögen, Beschlagnahmung wertvoller Fahrzeuge und Immobilien sowie Razzien in Shisha-Bars, Wettbüros und anderen einschlägigen Treffpunkte und Geschäftsfeldern. Langfristig wird ausschließlich eine gesellschaftliche Integration immer größerer Teile des Nachwuchses dieser Familien dazu beitragen, nicht nur eine alternative Perspektive zur Kriminalität zu schaffen, sondern diese auch attraktiv zu gestalten.

Abschließend ist auf die zunehmende Aufweichung ethnischer Barrieren unter jungen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund in sozial benachteiligten Wohngebieten einzugehen. Grundsätzlich sollte diese Entwicklung unterstützt und befürwortet werden. Zudem sollte sie bekannter gemacht und weiter erforscht werden, da in ihr vielfältiges Potenzial zu stecken scheint, das in seiner vollen Tragweite noch gar nicht abzuschätzen ist. Aktuell zeigt sich vor allem, dass dadurch zum einen eine zentrale Rechtfertigung von Konflikten und Gewalt verloren gegangen ist und zum anderen Diversität gelebt wird. Die Selbstwirksamkeit der Jugendlichen kann dadurch gestärkt werden, dass ihnen stärker vor Augen geführt wird, was sie da ganz unbeobachtet von großen Teilen der Bevölkerung geschafft haben und im Alltag umsetzen. Denn darüber sind sie sich größtenteils kaum bewusst. Zur zusätzlichen Stärkung des Selbstbewusstseins und der Lebensperspektiven (inkl. Abbau von Risikofaktoren) könnten diese sogar über ihre Wohngebiete hinaus als Multiplikator*innen eingesetzt werden.

Zudem ist im präventiven Sinne der Blick darauf zu richten, was es bedeutet, wenn inzwischen anhand anderer, nicht ethnisch konnotierter Muster die Gegner*innen im jugendlichen Wettbewerb um Anerkennung ausgesucht werden. Zum einen verlagern sich dieser Wettbewerb und die damit einhergehenden Auseinandersetzungen teils an andere Orte und erfolgen weniger wohnortsnah, d. h. Interventionen haben zunehmend anderenorts zu erfolgen. Zum anderen sind die Auswahlkriterien Gegner*innen andere geworden, d. h. Prävention hat sich stärker an diesen zu orientieren bzw. ihnen möglichst etwas entgegenzuhalten, um Auseinandersetzungen einzudämmen, und sich weniger auf die ethnische Herkunft der Akteur*innen zu konzentrieren. Da unsere bisherigen Erkenntnisse hierzu allerdings nicht repräsentativ und explorativ sind, d. h. das Phänomen nur in begrenztem Maße durchleuchtet haben, besteht in verschiedener Hinsicht noch großer Forschungsbedarf mit hohem Innovationspotenzial.

Trotz aller gesellschaftlicher und individueller Anstrengungen in Richtung Delinquenzprävention ist letzten Endes auch dem Bedürfnis des Auslebens von Körperlichkeit, Aggressivität und Impulsivität von Menschen Rechnung zu tragen. Dies kann einerseits über Freizeitangebote erfolgen, in denen das kontrolliert und geregelt stattfindet, die jedoch i. d. R. nicht kostenlos sind. Damit Letzteres nicht zum einzigen Hindernis wird, könnten weitere Optionen und Anreizsysteme helfen, um betroffene junge Menschen partizipieren zu lassen. Andererseits hat sich die Gesellschaft dahingehend stärker zu positionieren, welches Maß und welche Formen von Delikten sie auszuhalten bereit ist. Hiermit wird keine Akzeptanz von Straftaten bzw. eine Aufweichung des Rechtsstaates propagiert. Vielmehr sei an dieser Stelle lediglich der Hinweis erlaubt, dass es hilfreich sein könnte, sich ehrlich und ernsthaft mit der Frage zu beschäftigen, wie wir als Gesellschaft darauf reagieren sollten, dass Gewalt ein Teil der menschlichen Natur ist. In Anlehnung an die Erkenntnisse von Dubet und Lapeyronnie (1994) ist zu fragen, ob Gewalt in gewissen Lebensphasen und gewissem Maße nicht besser – nachbarschaftlich bzw. gesellschaftlich kontrolliert – relativ öffentlich stattfinden sollte als bloß verborgen und unkontrolliert? Denn wenn man Letzteres befürwortet, ist es scheinheilig, sich bestürzt und ratlos darüber zu zeigen, dass die Clans eine Parallelgesellschaft etabliert haben, in der sie ohne nachbarschaftliche und staatliche Kontrolle Gewalt ausleben und Konflikte offen austragen. Gleiches gilt – wenngleich auf anderem Niveau – bspw. mit Blick auf jugendliche Szene der Straßenkultur sowie der Hooligans im Fußball, deren „Wettbewerbe“ sich weitgehend sozialer und staatlicher Kontrolle entziehen, da die Akteur*innen Sanktionen durch Dritte vermeiden möchten.

Abschließend ist mit Blick auf große und heterogene Peer-Netzwerke in sozial benachteiligten Wohngebieten relevant, dass in jenen durchaus sowohl Delinquente als auch nicht Delinquente vertreten sind. Dies ist bedeutsam, weil sich daraus alltäglich gemeinsame Aushandlungsprozesse ergeben. Das trägt wiederum dazu bei, dass bloß in bestimmten Gruppenkonstellationen größerer Netzwerke Delikte auftreten und teils durch nicht Delinquente interveniert und moderiert wird. Aus Präventionssicht ist dies äußerst relevant, weil es ganz neue Zugänge und Optionen für gruppenbezogene Arbeit eröffnet. Bislang wird weitgehend ein eher rein delinquentes Peer-Umfeld bei delinquenten Jugendlichen postuliert, weshalb man jene entweder aus der Gruppe herauszulösen versucht oder mit der kompletten Gruppe gleichzeitig arbeitet, um insgesamt einen Desistance-Prozess zu initiieren. Wenn das Peer-Umfeld delinquenter Jugendlicher allerdings einen von solchen alltäglichen Aushandlungsprozessen durchzogenen Sozialraum darstellt, ist nicht nur die Notwendigkeit und der Nutzen der Herauslösung von Individuen aus ihrem Umfeld infrage zu stellen bedenken, sondern auch der Einsatz von Vorgehensweisen, die sich an der Diversität der Netzwerke – nicht bloß bzgl. Delinquenz – orientieren. Bei der professionellen Arbeit mit solchen Netzwerken gilt es dann etwa bei einem Teil der jungen Menschen Desistance zu motivieren und zu fördern, wohingegen andere dahingehend zu stärken sind, diese Prozesse zu unterstützen.

Literaturverzeichnis

- Agnew, R. (1991): The Interactive Effect of Peer Variables on Delinquency. In: *Criminology* 29: 47-72.
- Akers, R. (1998): *Social Learning and Social Structure, A General Theory of Crime and Deviance*. Boston.
- Allport, G. (1954): *The nature of prejudice*. Cambridge.
- Anderson, E. (1999): *Code of the street: Decency, violence, and the moral life of the inner city*. New York.
- Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J. & Rabold, S. (2009): *Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN*. Hannover.
- Bauman, Z. (2003): *Wasted Lives. Modernity and Its Outcasts*. Cambridge.
- Becker, H. (1973): *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Frankfurt/Main.
- Belfield, C., Nores, M., Barnett, S. & Schweinhart, L. (2006): The High/Scope Perry Preschool Program. Cost-Benefit Analysis Using Data from the Age-40 Followup. In: *The Journal of Human Resources* 41: 162-190.
- Berliner Morgenpost (2017): *Spektakulärer Überfall. KaDeWe-Raub: Lange Haft für Mitglied von Großfamilie*. URL: <https://www.morgenpost.de/bezirke/tempelhof-schoeneberg/article212888239/KaDeWe-Raub-Lange-Haft-fuer-Mitglied-von-Grossfamilie.html> (19.11.2019).
- Bereswill, M. (2003): Gewalt als männliche Ressource? – theoretische und empirische Differenzierungen am Beispiel junger Männer mit Hafterfahrungen. In: Lamnek, S. & Boatca, M. (Hg.): *Geschlecht Gewalt Gesellschaft*. Opladen: 123-137.
- Bereswill, M. & Neuber, A. (2010): Jugendkriminalität und Männlichkeit. In: Dollinger, B. & Schmidt-Semisch, H. (Hg.): *Handbuch Jugendkriminalität*. Wiesbaden: 307-317.
- BKA (2019): *Polizeiliche Kriminalstatistik 2018*. Wiesbaden.
- Bliesener, T. (2018): *Ausländer- und Zuwandererkriminalität*. Expertise im Auftrag des Sachverständigenrats deutscher Stiftungen für Integration und Migration für das Jahresgutachten 2019. Hannover.
- Bliesener, T., Glaubitz, C., Hausmann, B., Klatt, T. & Riesner, L. (2015): *Prozess- und Wirkungsevaluation der NRW-Initiative „Kurve kriegen“*. Kiel.
- Blumstein, A., Cohen, J. & Farrington, D. (1988): Criminal Career Research: Its Value for Criminology. In: *Criminology* 26: 1-35.
- Boers, K. (2008): Kontinuität und Abbruch persistenter Delinquenzverläufe. In: Bundesministerium der Justiz (Hg.): *Das Jugendkriminalrecht vor neuen Herausforderungen?* Mönchengladbach: 101-133.
- Boers, K., Walburg, C. & Reinecke, J. (2006): Jugendkriminalität – Keine Zunahme im Dunkelfeld, kaum Unterschiede zwischen Einheimischen und Migrantinnen. In: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 89: 63-87.

- Bruhns, K. & Wittmann, S. (2001): "Wir sind doch keine Schwacheier" – Mädchen in gewaltbereiten Jugendgruppen. In: *Journal für Konflikt- und Gewaltforschung* 3: 45-63.
- Cassee, A. (2012): Das Recht zu bleiben. Irreguläre Migration und die Erfordernisse der Gerechtigkeit. In: Cassee, A. & Goppel, A. (Hg.): *Migration und Ethik*. Münster: 211-232.
- Ceylan, R. (2006): *Ethnische Kolonien. Entstehung, Funktion und Wandel am Beispiel türkischer Moscheen und Cafés*. Wiesbaden.
- Coyle, B. (2018): 'What the f**k Is Maturity?': Young Adulthood, Subjective Maturity and Desistance From Crime. In: *The British Journal of Criminology* 59: 1178-1198.
- Der Spiegel (1973): *Die Türken kommen – rette sich, wer kann*. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-41955159.html> (19.11.2019).
- Dölling, D. (2008): Grundstrukturen der Jugenddelinquenz. In: *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie* 2: 155-161.
- Doleac, J. (2019): *Encouraging desistance from crime*. URL: http://jenniferdoleac.com/wp-content/uploads/2019/02/Doleac_Desistance_Feb2019.pdf (19.11.2019).
- Dubet, F. & Lapeyronnie, D. (1994): *Im Aus der Vorstädte. Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft*. Stuttgart.
- Elias, N. & Scotson, J. (1965): *The established and the outsiders. A sociological enquiry into community problems*. London.
- Equit, C. (2011): *Gewaltkarrieren von Mädchen. Der „Kampf um Anerkennung“ in biografischen Lebensverläufen*. Wiesbaden.
- Farrington, D. (1995): The Development of Offending and Antisocial Behaviour from Childhood: Key Findings from the Cambridge Study in Delinquent Development. In: *Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines* 360: 929-964.
- Fenicia, T., Gamper, M. & Schönhuth, M. (2010): Integration, Sozialkapital und soziale Netzwerke. Egozentrierte Netzwerke von (Spät-)Aussiedlern. In: Gamper, M. & Reschke, L. (Hg.): *Knoten und Kanten. Soziale Netzwerkanalyse in Wirtschafts- und Migrationsforschung*. Bielefeld: 305-332.
- Freiheit, M., Groß, E., Wandschneider, S. & Heitmeyer, W. (2018): *Mehrfachtäterschaft im Jugendalter. Soziale Hintergründe und Verläufe wiederholter Delinquenz*. Wiesbaden.
- Geiling, H., Gardemin, D., Meise, S. & König, A. (2011): *Migration – Teilhabe – Milieus. Spätaussiedler und türkeistämmige Deutsche im sozialen Raum*. Wiesbaden.
- Ghadban, R. (2018): *Arabische Clans. Die unterschätzte Gefahr*. Berlin.
- Giordano, P., Cernokovich, S. & Holland, D. (2003): Changes in Friendship Relations over the Life Course: Implications for Desistance from Crime. In: *Criminology* 41: 293-328.
- Giordano, P., Cernokovich, S. & Rudolph, J. (2002): Gender, crime and desistance: Toward a theory of cognitive transformation. In: *American Journal of Sociology* 107: 990-1064.
- Gottfredson, M. & Hirschi, T. (1990): *A General Theory of Crime*. Stanford.
- Haynie, D. (2002): Friendship Networks and Delinquency: The Relative Nature of Peer Delinquency. In: *Journal of Quantitative Criminology* 18: 99-134.

- Hellmann, D. (2014): *Repräsentativbefragung zu Viktimisierungserfahrungen in Deutschland*. Hannover.
- Heitmeyer, W. (Hg.) (2012): *Deutsche Zustände*. Frankfurt/Main.
- Heitmeyer, W. (2018): *Autoritäre Versuchungen*. Frankfurt/Main.
- Heitmeyer, W., Howell, S., Kurtenbach, S. Rauf, A., Zaman, M. & Zdun, S. (2019): *The Codes of the Street in Risky Neighborhoods A Cross-Cultural Comparison of Youth Violence in Germany, Pakistan, and South Africa*. New York.
- Heitmeyer, W., Müller, J. & Schröder, H. (1997): *Verlockender Fundamentalismus: Türkische Jugendliche in Deutschland*. Frankfurt/Main.
- Henninger, M. (2002): „Importierte Kriminalität“ und deren Etablierung. In: *Kriminalistik* 56: 714-729.
- Hüttermann, J. (2018): *Figurationsprozesse der Einwanderungsgesellschaft. Zum Wandel der Beziehungen zwischen Alteingesessenen und Migranten in deutschen Städten*. Bielefeld.
- Janßen, A. & Polat, A. (2006): Soziale Netzwerke türkischer Migrantinnen und Migranten. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 1-2: 11-17.
- Karstedt, S. (2000): *Social Dynamics of Crime and Control. New Theories for a World in Transition*. Oxford.
- Kazemian, L. (2007): Desistance from Crime. Theoretical, Empirical, Methodological, and Policy Considerations. In: *Journal of Contemporary Criminal Justice* 23: 5-27.
- Kerner, H.-J. (1989): Jugendkriminalität, Mehrfachtäterschaft und Verlauf. Betrachtungen zur neueren quantitativ orientierten Forschung, mit besonderer Rücksicht auf die Beendigung sogenannter krimineller Karrieren. In: *Bewährungshilfe* 3: 202-220.
- Kesczkes, R. (2003): Ethnische Homogenität in Netzwerken türkischer Jugendlicher. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 23: 68-84.
- King, V. & Koller, H.-C. (2015): Jugend im Kontext von Migration. In: Sandring, S., Helsper, W. & Krüger, H. (Hg.): *Jugend. Theoriediskurse und Forschungsfelder*. Wiesbaden: 105-127.
- Kreuzer, A. (2016): Flüchtlinge und Kriminalität. Ängste - Vorurteile – Fakten. In: *Kriminalistik* 70: 445-452.
- Krewer, B. & Eckensberger, L. (1998): Selbstentwicklung und kulturelle Identität. In: Hurrelmann, K. & Ulich, D. (Hg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: 573-594.
- Kurtenbach, S. (2017): *Leben in herausfordernden Wohngebieten. Das Beispiel Köln-Chorweiler*. Wiesbaden.
- Kury, H. (2013): Zur (Nicht-)Wirkung von Sanktionen: Ergebnisse internationaler empirischer Untersuchungen. In: *Soziale Probleme* 24: 11-41.
- Lampe, K. von & Knickmeier, S. (2018): *Organisierte Kriminalität. Die aktuelle Forschung in Deutschland*. Schriftenreihe Sicherheit des Forschungsforum Öffentliche Sicherheit. Berlin.
- LKA NRW (2019): *Clankriminalität – Lagebild NRW 2018*. Düsseldorf.

- Lyngstad, T. & Skardhamar, T. (2013): Changes in Criminal Offending around the Time of Marriage. In: *Journal of Research in Crime and Research* 50: 608-615.
- Maruna, S. (2001): *Making good: How ex-convicts reform and rebuild their lives*. Washington.
- Maruna, S. & Mann, R. (2019): *Reconciling 'Desistance' and 'What Works'*. URL: <https://www.justiceinspectorates.gov.uk/hmiprobation/wp-content/uploads/sites/5/2019/02/Academic-Insights-Maruna-and-Mann-Feb-19-final.pdf> (20.11.2019).
- Maruna, S. & Roy, K. (2007): Amputation or Reconstruction? Notes on the Concept of "Knifing Off" and Desistance from Crime. In: *Journal of Contemporary Criminal Justice* 23: 104-124.
- McGloin, J. & Nguyen, H. (2012): It was my idea: Considering the Instigation of Co-offending. In: *Criminology* 50: 463-494.
- Merschbacher, A. (2018): *Sicherheitsfibel*. Wiesbaden.
- Moffitt, T. (1993): Adolescence-limited and life-course-persistent antisocial behavior: a developmental taxonomy. In: *Psychological Review* 100: 674-701.
- Nauck, B., Kohlmann, A. & Diefenbach, H. (1997): Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 49: 477-499.
- Ohder, C. (2010): Polizeiliche Intensivtäterprogramme – hohe Hürden für eine Kooperation mit Sozialer Arbeit. In: Möller, K. (Hg.): *Dasselbe in grün? Aktuelle Perspektiven auf das Verhältnis von Polizei und Sozialer Arbeit*. Weinheim: 180-188.
- Paternoster, R. & Bushway, S. (2009): Desistance and the 'feared self': Toward an identity theory of criminal desistance. In: *Journal of Criminal Law and Criminology* 99: 1103-1156.
- Pfeiffer, C., Baier D. & Kliem S. (2018): *Zur Entwicklung der Gewalt in Deutschland. Schwerpunkte: Jugendliche und Flüchtlinge als Täter und Opfer*. Zürich.
- Piquero, A., Farrington, D. & Blumstein, A. (2003): The Criminal Career Paradigm. Background and Recent Developments. In: *Crime and Justice: A Review of Research* 30: 359-506.
- Piquero, A., Farrington, D. & Blumstein, A. (2007): *Key Issues in Criminal Career Research: New Analyses of the Cambridge Study in Delinquent Development*. Cambridge.
- Reinders, H. (2004): Subjektive Statusgleichheit, interethnische Kontakte und Fremdenfeindlichkeit bei deutschen Jugendlichen. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 24: 182-202.
- Reinders, H. (2010): Peers und Migration – zur Bedeutung von inter- und intraethnischen Peerbeziehungen im Jugendalter. In: Haring, M., Böhm-Kasper, O., Rohlf, C. & Palentien, C. (Hg.): *Freundschaft, Cliques und Jugendkulturen*. Wiesbaden: 123-140.
- Reinders, H. (2016): Interethnische Peer- und Freundschaftsbeziehungen. In: Köhler, S.-M., Krüger, H.-H. & Pfaff, N. (Hg.): *Handbuch Peerforschung*. Opladen: 237-248.
- Reiss, A. (1986): Co-Offending and Criminal Careers. In: Blumstein, A., Cohen, J., Roth, J. & Visher, C. (Hg.): *Criminal Careers and Career Criminals*. Vol. 2. Washington.

- Ross, J. (2018): Reframing urban street culture: Towards a dynamic and heuristic process model. In: *City, Culture and Society* 15: 7-13.
- Sampson, R. & Laub, J. (2003): Life-course desisters? Trajectories of crime among delinquent boys followed to age 70. In: *Criminology* 41: 555-592.
- Sampson, R. & Laub, J. (2005): A Life-Course View of the Development of Crime. In: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 602: 12-45.
- Sarnecki, J. (2001): *Delinquent Networks*. Cambridge.
- Schönwälder, K., Petermann, S., Hüttermann, J., Vertovec, S., Hewstone, M., Stolle, S., Schmid, K. & Schmitt, T. (2016): *Diversity and Contact*. London.
- Scholl, J. & Zdun, S. (2013): Gute Freunde und gute Freunde sind nicht das Gleiche. Zur Bedeutung von Freundschaftsbeziehungen in frühen Phasen von desistance männlicher Heranwachsender. In: *Soziale Probleme* 24: 213-244.
- Shaw, C. & McKay, H. (1931): *Report on the Causes of Crime*. Vol. 2. Washington.
- Steffen, W. (2004): Junge Intensivtäter – Kriminologische Befunde. In: *Bewährungshilfe* 51: 62-72.
- Stelly, W. & Thomas, J. (2005): *Kriminalität im Lebenslauf*. Tübingen.
- Strasser, H. & Zdun, S. (2003): Ehrenwerte Männer: Jugendliche Russlanddeutsche und die deutsche Polizei. In: *DVJJ-Journal* 14: 266-271.
- Sutherland, E. (1947): *Principles of Criminology*. Philadelphia.
- Sutterlüty, F. (2002): *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung*. Frankfurt/Main.
- Tertilt, H. (1996): *Turkish Power Boys*. Frankfurt/Main.
- Toprak, A. & Nowacki, K. (2010): *Gewaltphänomene bei männlichen, muslimischen Jugendlichen mit Migrationshintergrund und Präventionsstrategien*. Dortmund.
- Vertovec, S. (2007): Super-diversity and its implications. In: *Ethnic and Racial Studies* 30: 1024-1054.
- Warr, M. (1996): Organization and Instigation in Delinquent Groups. In: *Criminology* 34: 11-37.
- Warr, M. (2002): *Companions in Crime: The Social Aspects of Criminal Conduct*. Cambridge.
- Weerman, F. (2003): Co-Offending as Social Exchange. In: *British Journal of Criminology* 43: 398-416.
- Welsh, B. & Farrington, D. (Hg.) (2007): *Preventing Crime. What Works for Children, Offenders, Victims and Places*. New York.
- Welt (2019): *Verteidiger spricht von „Vorverurteilung“ der Clan-Männer*. URL: <https://www.welt.de/vermishtes/article186885436/Goldmuenzen-Coup-Verteidiger-spricht-von-Vorverurteilung-der-Clan-Maenner.html> (19.11.2019).
- Whyte, W. (1943): *Street Corner Society*. Chicago.
- Winkler, N., Zentarra, A. & Windzio, M. (2011): Homophilie unter guten Freunden: Starke und schwache Freundschaften zwischen Kindern mit und ohne Migrationshintergrund. In: *Soziale Welt* 62: 25-43.

- Yablonsky, L. (1959): The Delinquent Gang as a Near-Group. In: *Social Problems* 7: 108-117.
- Zdun, S. (2007): *Ablauf, Funktion und Prävention von Gewalt. Eine soziologische Analyse gewalttätiger Verhaltensweisen in Cliques junger Russlanddeutscher*. Frankfurt/Main.
- Zdun, S. (2011): Immigration as a Trigger to Knife Off From Delinquency? Desistance and Persistence among Male Adolescents from the Former Soviet Union in Germany. In: *Criminology and Criminal Justice* 11: 307-323.
- Zdun, S. (2012): Sozialkapital durch Gewaltprävention: Erkenntnisse aus einem Mediatorenprogramm bei jungen MigrantInnen. In: *SIAK Journal* 9: 4-15.
- Zdun, S. (2014): Immigration as an experience to knife off from delinquency. Desistance and persistence among male adolescents from the FSU. In: Sibereisen, R., Shavit, Y. & Titzmann, P. (Hg.): *The Challenges of Diaspora Migration in Today's Societies. Interdisciplinary Perspectives from Research in Israel and Germany*. London: 147-166.
- Zdun, S. (2016): Zur Nachhaltigkeit von Desistance-Prozessen unter Berücksichtigung von Freundschaftsbeziehungen und Partnerschaften männlicher Heranwachsender. In: *Soziale Probleme* 27: 203-220.
- Zdun, S. (2018): Accumulated uneasiness – a pathway towards desistance among delinquent youth. In: *European Journal of Crime, Criminal Law and Criminal Justice* 26: 40-61.
- Zdun, S. (2019a): The Fluid Nature of Street Culture: Non-Violent Participation, Changes in Adult Life, and Crumbling Ethnic Barriers in Germany. In: *European Journal of Crime, Criminal Law and Criminal Justice* 27: 207-225.
- Zdun, S. (2019b): Die Bedeutung der Aufweichung ethnischer Barrieren in jugendlichen Peer-Netzwerken für Gewaltdelinquenz. In: *Kriminologie – Die Onlinezeitschrift* 1: 28-48.
- Zdun, S. (2019c): Ethnische Offenheit bei sozial benachteiligten Jugendlichen. In: *Zeitschrift für Soziologie* (in Begutachtung).
- Zdun, S. (2019d): Peer Networks and Delinquency: Involvement in offences and interactions in fluctuating group constellations. In: *Journal of Qualitative Criminal Justice & Criminology* (in Begutachtung).
- Zdun, S. & Scholl, J. (2014): The impact of girlfriends on desistance processes among socially deprived young adults. In: *European Journal of Crime, Criminal Law and Criminal Justice* 21: 339-358.
- Zdun, S. & Schweer, T. (2009): *Bericht der wissenschaftlichen Evaluation. Medi.Peer – Mediation durch peer group Mediatorenprogramm zur stadtteilbezogenen (Gewalt-)Prävention bei türkischen, arabischen und russlanddeutschen Jugendlichen*. Duisburg.